Heimat

Clara Viebig







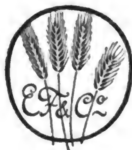

UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Heimat

Novellen

von

C. Viebig



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1914

Die Zeichnung für den Umschlag und Originaleinband ist von Heinrich Gesemann, Frankfurt a. M.

Von der ersten Auflage dieser Novellensammlung wurden dreißig Exemplare auf Büttenpapier gedruckt und von der Verfasserin gezeichnet

Frau Thea Wolf

zu eigen

Das Heiligenhäuschen

Auf der Hontheimer Flur steht ein Heiligenhäuschen. Es schaut hinüber zur Falkenley, die jenseits der Schlucht, vom Üßbach durchrauscht, sich schwarz und finster aufrichtet; ein düsterer Lavabrocken am Rand des grünenden Hochplateaus. Aus schwarzen Lavasteinen ist auch das Heiligenhäuschen erbaut, rund wie ein Bienenkorb, mit einem Schieferdächelchen darüber; aber innen sind die Wände weiß getüncht, und ein Bänkchen zum Knien steht vor dem Heiligenbild. Dieses Fußfällchen stifteten Elisabeth Haidweiler und die Witwe Anna Maria Conzen von Hontheim. Es war der Schmerzhaften Mutter Gottes von Clausen geweiht.

Die beiden waren miteinander wallfahren gewesen nach Eberhardsclausen, das unten in dem gelinden Vorland liegt, wo die besonnten Rebberge der Mosel von den rauhen Eifelhöhen scheiden.

Hier unter den Bäumen, die im Herbst wie beschüttet sind mit dem leuchtenden Rot ihrer Äpfel, hatte einst der fromme Bruder Eberhard, der nur ein einfacher Landmann gewesen war, dessen Herz aber überfloß von der Liebe zur Heiligen Mutter Maria, vor vielen hundert und hundert Jahren,

als nur ödes Wildland hier war, sich eine Klause erbaut und hatte vorerst in einen oben ausgehöhlten Pfahl ein aus Holz gefertigtes Bildchen gestellt: das Bild der betrübten Mutter Jesu, die den Leichnam des Sohnes im Schoße hält. Aber nicht nur der fromme Eberhard kniete davor und betete an, auch andere eilten herzu, die der Klang von des Klausners Glöckchen lockte. Und siehe, wer vor dem Bild der lieben, betrübten Mutter recht inbrünstig sein Anliegen vortrug, wurde erhört. Ein Lahmer konnte wieder gehen; eine Frau, deren Arm steif gewesen war wie Stein, konnte ihn rühren zu emsigem Tun. Und so waren es viele, viele, die Wunder erfuhren. Da hingen sie ihre Krücken und Schienen, alle die Zeichen ihrer Gebreste, froh beim Gnadenbild auf, und der Ruhm desselbigen wurde getragen Mosel-auf, Mosel-ab. Und noch viel weiter.

Aus der kleinen Klause ist eine große Kirche geworden, von den Schenkungen und Stiftungen der frommen Gläubigen erbaut. In der Gnadenkapelle steht Kerze bei Kerze, oft dick wie ein Arm, oft so schwer wie ein Kind, denn die Schmerzhafte Mutter Gottes ist besonders den Weibern gnädig, die Mutter werden sollen; eine Wallfahrt nach Eberhardsclausen schafft ihnen leichte Geburt. Und auch den Mädchen, die gerne Mutter werden möchten, die liebenden Herzens sich um einen Mann mühen, ist sie besonders hold.

In der Oktave des Festes Mariä Geburt, im Monat September, zieht Prozession auf Prozession unter den Apfelbäumen dahin. Weiber, gleich den Fruchtbäumen schwer beladen, oft gestützt von dem Ehemann, denn das Gehen fällt ihnen sauer. Mädchen, junge, behende, mit munteren Blicken; und auch schon ältere Jungfrauen mit niedergeschlagenen Augen. Und alle lassen sie die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger rinnen, und ihre Lippen murmeln unausgesetzt das Wallfahrtsgebet:

„Sei mir gegrüßt, Maria, liebe, Schmerzhafte Mutter! Zeige, o Mutter, Deinem göttlichen Sohn für mich Dein siebenfach durchbohrtes Herz! Mildreiche Trösterin aller Betrübten, sei tausendmal gegrüßt, geehrt und gebenedeit!"

So waren auch die Haidweilersch Lies und die Witwe Conzen aus Hontheim nach Clausen gegangen; die Conzen trotz ihres offenen Beines, das sich nicht mehr schließen wollte seit der letzten Geburt. Aber war sie nicht die Mutter des Hieronymus, den die Lies sich erbitten wollte vom Gnadenbild? Denn wenn die Conzen es sich recht überlegte, so konnte sie ja gar keine bessere Schwiegertochter bekommen, als die Haidweilersch Lies. Die war acht Jahre bei einem geistlichen Herrn zu Ürzig im Dienst gewesen, hatte da tüchtig gewirtschaftet und nur Gutes gelernt. Es gab wohl andere, ganz nette Mädchen, die der Hieronymus hätte kriegen

können, aber frömmere gab es nicht. Die Lies konnte man mitten in der Nacht aus tiefstem Schlaf wecken mit dem Anfang der Litanei vom süßen Namen Jesu, sie wäre gleich eingefallen, so am Schnürchen hatte sie's. Und das tat dem Hieronymus not, so ein Weib. Seit der bei den Soldaten gewesen war, hatte er seine Frommheit ganz verloren. Er war sonst so ein ordentlicher Bursche, aber er ging lieber ins Wirtshaus zum Kartenspielen als in die Messe zum Beten. Ach, ach, der Junge vergaß eben ganz, daß ein armer Mensch, der ein mühseliges Leben hat, nur seine Last leichter werden fühlt zu Füßen der lieben Heiligen! Die Witwe Conzen seufzte oftmals: wie hätte sie denn sonst ihr Leben ertragen sollen?!

Sie hatte es schwer gehabt; man sah es an ihrem gebeugten Rücken und den vielen Runzeln in ihrem Gesicht, und sie seufzte bang, wenn sie bedachte, was der Hieronymus ihr wohl einmal für eine Schwiegertochter ins Haus bringen würde. O je, so ein junges, lustiges Ding, das nicht wußte, wie einer alten Seele zumute ist! Das würde ihr nun und nimmer taugen. Aber mit der Lies — o, mit der war das etwas ganz anderes! An deren Hand wurde der Hieronymus zum Himmel geführt, und sie, die Schwiegermutter, sie hätte schon den Himmel auf Erden bei der! Eine Hoffnung glänzte auf in der Conzen müdem Gesicht.

„Et es esu en fromm Mensch," pries sie dem Sohn das Mädchen an.

Aber der wollte nichts davon wissen. „Duh leit mer neist dran! Ech sein aach zum Heiroaden noch vill zu jong."

Er sagte es lachend, aber wenn sie ihn dann bedrängte, mit erhobener Stimme von dem Mädchen posaunte, das ihr so gut gefiel — Jesses, wenn sie ein Mannsbild wäre, die würde sie gleich heiraten, so fromm, so ehrbar, so rechtschaffen, so wirtschaftlich! — wenn sie gar kein Ende finden konnte mit Lobpreisungen, dann wurde der sonst so gelassene, ein wenig verschlafene Hieronymus ärgerlich. Verdrossen stand er auf, schlorrte zur Tür und warf sie hinter sich zu: „Laoß mer mein Ruh!"

So kam sie nicht ans Ziel, das sah die Mutter ein. Und sie konnte dem Mädchen, das oftmals kam, der vertrauten Freundin allerlei zutrug — ein Pfündchen Kaffee, ein Stückchen Speck, ein Fläschchen Wein und Zigarren für den Sohn, von derselben Sorte, wie ihr geistlicher Herr sie geraucht hatte — nichts Verheißungsvolles sagen.

Die Lies klagte: hätte sie doch den Hieronymus nicht gesehen voriges Jahr, als sie ihren Vater daheim besuchte und er gerade vom Militär kam! Wie keck ihm die Mütze gesessen, und wie gut ihn das Sträußchen gekleidet hatte mit dem langflatternden Band! Ach, hätte sie ihn doch niemals gesehen,

dann hätte sie ihr Herz nicht an ihn verloren auf den ersten Blick und hätte ihren Platz nicht aufgegeben beim Herrn Pastor, wo sie gesessen hatte wie in Abrahams Schoß! So oft war sie nun schon den Stationsweg hinaufgestiegen zur Marienburg, war halb gebraten an dem sonnenbeprallten Moselweinberg, auch nach Kloster Springgiersbach war sie beten gegangen durch den einsamen Kondelwald — es hatte alles nichts genützt.

Die herben Lippen der Lies zuckten, das beschämte Rot unerwiderter Liebe brannte in zwei großen Flecken auf ihren Wangen, sie würgte an ihren Tränen: sollte sie denn wirklich ledig bleiben? Nun war nur noch das eine unversucht — Eberhardsclausen!

Daselbst vor dem Gnadenbild in der Wunderkapelle hatte die Lies gelobt, der Schmerzhaften Mutter Gottes ein Häuschen zu bauen auf Hontheimer Feld; dafür sollte die ihr aber auch dann den Hieronymus zum Manne geben.

Auf dem Heimweg von Clausen hatte die Lies zwischen dem Beten des Rosenkranzes gerechnet: solch ein Bau kostete viel. „Wat lägt Ihr derzu?“ hatte sie zur mühsam nachhumpelnden Conzen gesprochen.

Die Conzen war anfangs verdutzt gewesen: warum sollte sie denn zulegen zum Heiligenhäuschen? Aber als das Mädchen ihr's klar machte, daß auch

sie alle Ursache hätte, ein Opfer zu bringen, denn wo würde sie's bei einer anderen Schwiegertochter je halb so gut kriegen — man weiß ja, wie die Alten in den Ecken herumgestoßen werden, es ist eine Schande, überall sind sie zuviel, man gönnt ihnen den Löffel Suppe nicht mehr — da sagte sie geschwind und erschrocken: „Ech lägen derzu!"

Die Conzen hatte ihren heimlichen Schatz hervorgeholt, den sie unter dem Strohsack gehütet, den Schatz, an dem sie gespart zwanzig Jahre, Pfennig auf Pfennig gelegt hatte und Groschen auf Groschen. „Fünnef on dreißig Dahler," sagte sie langsam mit zitternder Stimme zur Lies, als die das Geld abholen kam.

Fünfunddreißig Taler legte die Lies noch dazu, und dafür baute der Maurer ihnen das Häuschen und besorgte auch das Dachdecken und die Tünche der Wände. Er ließ sich noch so und so viele Schnäpse besonders zahlen, die nicht mit auf der Rechnung standen. Das Heiligenhäuschen kam sehr teuer.

Aber die Conzen klagte nicht mehr ihrem Schatz nach, den sie sich erspart hatte für ein anständiges Begräbnis mit Glockenläuten und Leichenschmaus; ihre Taler waren gut angelegt. Und die Lies hatte ihr's ja auch heilig versprochen: „Modderche, Ihr krieht doch en schön Leich!"

— — — — — — — — — — — — — —

Die Haidweilersch Lies ließ es sich angelegen

sein, ihr Heiligenhäuschen immer aufs neue zu schmücken. Ein Bild der Schmerzhaften Mutter Gottes von Clausen, schön bunt in Farben — die Mutter Gottes in Blau und Rosa und Gold mit weißem Schleiertuch, das Lendentüchlein des göttlichen Leichnams reichlich beträuft mit blutigem Rot — hatte sie in einer der Buden vor der Kirche gekauft. Nun hing das unter Glas und Rahmen in der Nische der hinteren Häuschenwand, und rechts und links davon auf herausgemauerten Steinen standen zwei Engelchen aus echtem Porzellan mit goldenen Flügeln, die betenden Hände erhoben; ganz so wie sie am Gnadenaltar zu Clausen stehen. Und Kränze von Tannenreis und korallenen Ebereschen wand die Fromme ums Bildnis, steckte Sträuße von bunten Blättern und Herbstzeitlosen hinter die Engelchen und legte auch die letzten Ähren des Feldes davor nieder.

Es kam hier selten jemand vorbei, der Weg führte nur zum Conzenschen Acker, aber ging einmal einer den Rain entlang, so schlug er gewiß sein Kreuz, froh überrascht und erstaunt ob solcher Pracht. Oft, sehr oft aber ging die Lies hinauf, betete emsig auf ihren Knieen und zögerte dann noch lange, steckte den Kopf zum Eingang heraus und spähte sehnsüchtig den sich schlängelnden Weg hinab, den der Hieronymus Conzen kommen mußte. Aber sie hatte nur selten Glück.

Sollte die Mutter Gottes von Clausen ihr Opfer nicht annehmen wollen? Doch, doch, die hatte ja noch nie ein Opfer verschmäht! Hoffnung zog wieder ein in der Lies sehnendes Herz: noch stand ihr Heiligenhäuschen ja nicht lange, noch war es gute Zeit, noch brauchte sie nicht zu fürchten, wiederum einen Winter zu liegen im einsamen Bett.

Die Lies putzte sich. Zu jedem Gange hinauf zog sie ihr Bestes an, denn es war ein Hoffen in ihrer Seele, das ihr ein Fest verhieß. Ordentlich hübscher und jünger sah sie aus mit der Erwartung auf ihrem Gesicht.

Aber als der Holzbirnbaum, der beim Häuschen stand, nicht nur seine kleinen sauren Hutzeln fallen ließ, sondern auch einen Regen von goldenen Blättern auf ihren Scheitel niedergoß, da wurde ihr doch wieder bange. Wie weit war sie denn mit dem Hieronymus? Dreimal war er vorübergekommen, sie hatte ihn angerufen, ein paar Worte von ihm erhascht, aber aufhalten hatte sie ihn nicht können. Die lange Peitsche schwingend, war er mit seinem langsamen und doch stetig fördernden Schritt hinter seinem Mistkarren zur Ackerhöhe hinaufgestampft.

Wie sie eigentlich mit ihm stand, das konnte ihr auch die Conzen nicht sagen. Die wartete fromm, ganz in Zuversicht: hatten sie denn nicht das Heiligenhäuschen erbaut?

Die Lies stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf: die Alte, die dachte ja nur an ihr wehes Bein! Das war schlimmer geworden seit Eberhardsclausen. Wenn die wüßte, wie es in ihr aussah! Die Lippen der Lies verzogen sich: wenn das Heiligenhäuschen umsonst erbaut wäre? Nein, das durfte nicht sein, das durfte nicht sein! Immer ungeduldiger wurde die Erwartende, immer begehrender der Blick ihrer Augen.

Nun ging es doch auf den Winter zu. Die Buchen in der Schlucht der Üß hatten alle rostfarbene Kronen, in ein Meer von Braun und Rot sah man von Hontheim nieder; und drüben die Falkenley hob sich noch schwärzer in Feuchte und Dunst aus entfärbtem Anger. Bald würden die ersten Schneeflocken im Eifelwind treiben.

Aber vorerst kam noch einmal ein Tag, so leuchtend von Sonnengold, so gebadet in linder Luft, daß die Seele sich täuschte und meinte, nun fange es an zu lenzen. Die Vögel, die längst geschwiegen hatten, versuchten noch einmal einen Gesang, jedes Blatt, das schon gilbte, schien wieder grüner zu werden am sich hebenden Stengel; von den Äckern, die der Atem des toten Kartoffelkrautes schon nach Verwesung durchhaucht hatte, stieg ein Duften auf von noch lebendiger Lebenskraft. Um Mittag wurde es sommerwarm.

Die zum Militär ausgehobenen Burschen von

Hontheim, die heute abzogen, hatten heiße Köpfe, als sie sich nach dem Mittagläuten auf den Weg machten, um noch vor Dämmern die Eisenbahn zu erreichen. Auch dem Hieronymus, der dann erst auf seinen Acker ging, war es heiß, und der Schädel war ihm benommen. Sie hatten tüchtig Abschied gefeiert. Unter den Rekruten waren viele gute Bekannte des Hieronymus, und alle hatten wissen wollen, wie es eigentlich zuging beim Militär. Hieronymus hatte sich trocken im Halse geschwätzt; beim Militär war seine liebste Zeit gewesen, er hatte sich berauscht in froher Erinnerung und dazu noch manchen Schoppen geleert.

Nun hantierte er auf seinem Acker ganz wie im Traum. War es Herbst, war es Frühjahr? Er wußte es nicht. Säte er Winterroggen, oder bestellte er Sommersaat? Er wußte es nicht. Ein wenig im Zickzack schritt er durch die Furchen des Ackers, und der Armschwung, mit dem er die Körner auswarf, hatte nicht die sonstige gleichmäßige Sicherheit. Aber vergnügt war er.

„Kreizknippchen!" War das heiß, puh! Er riß sich das Hemd auf der Brust voneinander: ein Wetterchen war das, ein Wetterchen! Er lachte laut. Wie Feuer rollte ihm das Blut durch die Adern und klopfte in allen Pulsen. Er kam sich selber ganz unternehmend vor. Mit der jungen Wirtstochter hatte er vorhin angebändelt — ein hübsches

Mädchen das! Es war doch eigentlich etwas arg Nettes um die ‚Mäderchen'! Das wurde dem Hieronymus erst heute recht klar. Wenn er jetzt so eins hier hätte, weiß Gott, er nähm's in den Arm; ein Schmätzchen kriegte das Schätzchen. Vergnügt pfiff der junge Mann.

Es war keine Melodie, die er pfiff, dazu wäre er nicht mehr imstande gewesen; nur einzelne laute, langgezogene Pfiffe schrillten über den Acker und weckten ein mißtönendes Echo am nächsten Hang. Aber einem Ohr dünkten sie schöne Musik.

Im Heiligenhäuschen war die Lies angelangt. Sie lag auf den Knieen, sie erhob die Hände, sie wand sich förmlich in ihrem Gebet: „O Schmerzhafte Mutter Maria, nach Gott meine einzige Zuflucht, ich bitte dich, sei meine Fürsprecherin!" So oft, so oft schon hatte sie hier vergeblich gelauert. Der Winter war nahe — bald lagen Acker und Häuschen ganz tief zugeschneit — der Hieronymus pfiff — er war lustig gewesen — die Stunde war günstig! Er lachte jetzt noch. „Liebe, Schmerzhafte Mutter, ich bitte dich, hilf mir!"

Die Verliebte atmete hastig und sprang auf die Füße. Sie strich sich das Kleid glatt. Sie zupfte an der schwarzen Schürze und steckte den Pfeil fester durchs Haar. Sie stellte sich auf die Zehen und machte den Hals lang. Sie lauschte zum Häuschen heraus mit allen Sinnen.

Wollte es dämmern? Noch lag draußen viel Sonnenglanz. Nur drüben hinter der Falkenley düsterte eine Wolke; tiefschwarz stand die runde Schutzhütte, aus Lava gebaut, gegen den nur um weniges helleren Himmelsgrund. — — — — —

Wollte es denn gewittern, jetzt, so spät noch im Jahr? Heiß genug war es freilich dazu! Der Sämann wischte sich den quellenden Schweiß ab. Einen fragenden Blick sandte er zum Himmel auf, aber dieser Blick sah nicht mehr scharf. Dem jungen Mann fielen die Augen fast zu, alles vernebelte ihm, er gähnte laut: wenn es doch Bettzeit wäre! Gut, daß es schon dunkel wurde — da — auf einmal alles ganz schwarz.

Krach! Ein Donnerschlag, vor dem der Hieronymus einen Satz machte wie ein scheuendes Pferd.

Ein gewaltiger Regen rauschte urplötzlich nieder. Tropfen, prasselnd wie Hagel, mit Wut das letzte Laub peitschend, das Erdreich aufwühlend. Hontheimer Flur, drüben die Falkenley, oben der Himmel, unten die Erde, alles verschwimmend in Wasser und Nacht.

Der Erhitzte riß sich das Sätuch vom Leibe, warf es sich über den Kopf und setzte sich eilig in Trab. Jetzt galt es laufen. Aber die Füße gehorchten nicht.

„Heiligkreizgewieder noch ehs!“ Der Bursche fluchte laut. Konnte er heute denn gar nicht ren-

nen? Wie Blei waren die Füße, wie Klumpen hing es sich ihm an die Sohlen. Vergeblich strebte er zu entrinnen. Hart schlug ihm der Regen gegen die blöden Augen und machte ihn blind. Er sah nichts, er strauchelte, er stolperte — da hörte er seinen Namen rufen. Eine Hand faßte nach ihm.

* * *

Der Conzen war es lieb, daß der Sohn und die Haidweilersch Lies noch kurz vor Schluß des alten Jahres Hochzeit machten. Gern trat sie der Lies ihren Platz in der Stube ab; wo ihr Bett gestanden hatte, kam nun das der Schwiegertochter hin. Sie selber schlug ihr Lager auf oben in der Kammer, wo sonst der Roggen geschüttet lag und die Mäuse tanzten. Die Kälte da oben fühlte sie gar nicht in ihrer Freude. Also doch, also doch! Die liebe Mutter Gottes von Clausen hatte ihr Wunder getan! Was all ihr eigenes langes Zureden nicht beim Sohne vermocht, das hatte die geschafft, so im Handumdrehen. Oh, wie gut würde sie's von nun ab haben, sprach doch die Lies alleweil: „Modderche, legt Eich noren hin, Ihr hatt et eweil schön kommod!" Ja, bequem hatte sie's, die Schwiegertochter nahm ihr alles aus der Hand; sie sollte sich um nichts kümmern.

Durch tiefen Schnee stapfte die Alte mit ihrem

schmerzenden Bein hinauf zum Heiligenhaus. Es war ein mühseliges Gehen, aber es drängte sie allzusehr, sich bei der Heiligen zu bedanken. Mit betrübtem Gesicht sah die Schmerzhafte Gottesmutter aus ihrem Schleiertuch herab auf die Conzen; aber der andächtig Emporblickenden schien es, als lächle sie. Mit hingebender Dankbarkeit sah die Betende inbrünstig auf: ach, das hatte sie ja nie im Leben erfahren, wie's tut, wenn einem die Hände unter die Füße gebreitet werden!

Sie kniete so lange in Andacht versunken auf dem niederen Bänkchen, bis sie ganz steif geworden war, kaum fähig mehr, sich zu rühren. Der Wintersturm pustete den Schnee durch den offenen Eingang bis mitten hinein ins Heiligenhaus; dreiste Raben flatterten windgejagt dicht vorüber und mischten ihr kreischendes Gekrächz in das murmelnde Beten. — — — — —

Es war für lange Zeit das letzte Mal, daß die Conzen beten gegangen war ins Heiligenhäuschen; der Winter war streng, und sie erfror sich die Füße in ihrer Kammer. Ach ja, wenn nur erst wieder die Sonne warm schien, dann konnte sie auch wieder hinauf beten gehen!

Aber als der Sommer da war, die Sonne die verklammten Glieder wärmte, da kam die Conzen doch nicht hinauf, denn nun mußte sie tagsüber und auch oft Nacht für Nacht das schreiende Kind wie-

gen, das schon im Juli geboren war. Die Conzen war nicht wenig erstaunt gewesen: wie konnte das nur zugehen, bei einer so frommen Jungfrau? Aber sie sagte es nicht laut, sie dachte es bloß.

Auch der Hieronymus sagte nichts, er war still und ein wenig verdrossen, so wie er immer gewesen war; vielleicht jetzt noch stiller. Aber er schien doch ganz zufrieden. Die Lies führte ihm die Wirtschaft auch ordentlich, setzte ihm zur Zeit das Essen auf den Tisch, war sauber und sparsam und brachte was vor sich. Eine bessere konnte man sich gar nicht wünschen.

Und doch fühlte die Conzen keinen Trieb, zum Heiligenhäuschen hinaufzugehen, selbst wenn sie besser hätte laufen können. Und wenn sie draußen in der Sonne saß, wurde ihr doch nicht warm; sie mußte immer denken: es kommt wieder der Winter.

Und als es nun Herbst wurde und die Lies zur Fröstelnden sprach: „Kriecht noren hinner dän Ofen, Ihr hatt et eweil schön kommod!" da wurde ihr auch davon nicht warm. Es klang ihr aus der Schwiegertochter Rede wie ein Vorwurf heraus. Ach, du liebe Zeit, was konnte sie denn dafür, daß sie alt war und müde und nicht mehr recht vorankonnte! Die Conzen tat viele Stoßseufzer, aber nur für sich, nur ganz heimlich — daß ja die Lies es nicht merkte! —

Zum zweiten Mal kam der Winter ins Land.

Sankt Martinus auf seinem Pferd brachte ihn mit; es war schon kalt Mitte November.

An seinem Tisch saß Hieronymus Conzen und schnitt sich vom Riesenbrotlaib einen tüchtigen Kanten ab und auch einen gehörigen Happen vom Rauchspeck. Er war gegen Dämmern vom Acker gekommen, er konnte draußen nichts schaffen mehr, das Wetter tat gar zu ungestüm.

Die alte Frau saß auch am Tisch, sie hielt das Kleine auf dem Schoß; sie fütterte es mit Semmelbrocken, die sie in ihrem Kaffee aufweichte, an denen das Kind dann lutschte. Was vorbeilief am Mäulchen, das aß sie auf.

Die Hausfrau blickte von der Seite hin. Aber als Hieronymus sagte: „Modder, äßt doch net esu mager!" und ihr den durchwachsenen Speck hinschob, sagte sie: „Et es für alde Leit vill bekömmlicher, se äßen net esu fett!"

Die Conzen schob den Speck weit von sich ab; so gern sie ihn aß, jetzt hätte sie kein Scheibchen sich abgeschnitten. Sie langte sich nur die letzte Semmel her, aber als sie gerade anfangen wollte, die langsam zu mampfen, sprach die Schwiegertochter: „Mir kriehn morjen kein frisch Weißbrot. Erscht öwermorjen. Hei dat brauchen mir für dat Könd!" Da legte sie hastig die Semmel wieder hin.

„Hei hatt Ihr dat Brot, schnied Eich noren ahf!" Die Sohnesfrau schob ihr den Brotlaib zu,

aber in des alten Weibes Augen schossen die Tränen: dies Brot war ja schon an die zwei Wochen alt, wie konnte sie das noch beißen?

Die Lies beachtete der alten Frau Kummer nicht, aber Hieronymus sagte: „Se hat doch kein Zähn mieh. Dao, Modder, äßt noren!“ und schob ihr wieder die Semmel zu. Aber die Alte schüttelte verneinend die Haube: „Wat ei'm net gegunnt es, dat schmeckt aach net!“

„Wieso net gegunnt!“ Der Lies starke Stimme wurde noch stärker. „Hei es Eich ahles gegunnt!“

„Dat maanen ech aach!“ bekräftigte der Sohn.

„O, Jesses, gegunnt?“ In ausbrechender Bitterkeit schlug die Alte die Hände zusammen. Wenn sie alles aufzählen wollte, was ihr hier gegönnt war, wie bald wäre sie da am Ende! Schwerfällig erhob sie sich vom hölzernen Schemel, es war besser, sie ging in ihre Kammer hinauf.

„Bleiwt!“ Der Sohn schrie sie an. Es war gut gemeint — sie brauchte doch nicht gleich aufzustehen — aber er schrie zu sehr. Erschrocken fuhr die Alte zusammen, sie zitterte, das Kind fing an zu greinen.

Die Schwiegertochter riß es ihr aus dem Arm: „Net emaol dat Könd könnt Ihr mieh verwaohren!“ Tänzelnd ging sie nun selber mit dem Kleinen in der Stube auf und ab.

Seiner Last ledig, stand das alte Weib jetzt plötz-

lich da, hilflos streckte es die Arme von sich; es hätte so gern das Kind wiedergenommen, es kam sich auf einmal so völlig unnötig vor hier, so ganz überflüssig.

„Nä, nä!" Die Lies wehrte den sich nach dem Kind streckenden Armen. „Et es Eich ja doch ahles zu vill! Ihr denkt ja doch noren dran, wie Ihr Eiren Wanst pflegt!"

Der Sohn mischte sich drein: „No, se es ja aach ald, hat genog gearbeit in ihrem Läwen. Laoß se gewärden!"

„Ech laoßen se jao!" Gereizt klang die Stimme der jungen Frau. „Se soll m e ch nor gewärden laoßen."

Jesus Maria, ließ sie denn die Schwiegertochter nicht gewähren, nicht alles ganz so machen, wie die wollte? Mit weit aufgerissenen Augen starrte die alte Frau drein. Es dämmerte ihr eine furchtbare Frage wie in fernem Nebel, noch nicht deutlich zu erkennen. Aber nun kam die Frage näher und näher: war es wirklich der Himmel auf Erden, den sie sich erbeten hatte — war es nicht schon das Fegefeuer bei lebendigem Leib?!

Die Conzen wurde totenblaß. Wie ein Höhnen gellte es ihr plötzlich ganz nahe ans Ohr. Sollte das möglich sein, konnte das möglich sein?! Menschen, die nehmen ja Opfer an, die vergessen zu danken, aber — ‚Sei mir gegrüßt, liebe Schmerz-

hafte Mutter, mildreiche Trösterin aller Betrübten, sei gegrüßt tausendmal, geehrt und gebenedeit' — wo war der mühsame Spargroschen hin, den müden Leib zu begraben?!

Das Gesicht der Greisin verzog sich schmerzhaft, eine Grimasse war's fast; ihre Augen blickten entsetzt. Wie allen Anhaltes beraubt, griffen ihre Hände umher. Und dann wurden ihr die Beine auf einmal ganz wacklig, ächzend sank sie auf den Schemel zurück. Sie fing bitterlich an zu weinen.

Es war still in der Stube, das Kind hatte beim Tänzeln der Mutter mit Greinen aufgehört, man hörte nichts als das Schluchzen der Alten.

Verdrießlich stand Hieronymus auf: hier war's ungemütlich! Da ging er lieber ins Wirtshaus.

Aber die Lies hing sich an ihn: „Ech leiden et net, et es en Sauwäder — on öwerhaupt —!" Sie machte eine kleine Pause, als suche sie einen Grund. Und dann schloß sie sehr bestimmt: „Dau bleiwst mer hei!"

Da setzte sich der Mann wieder nieder; aber er war verdrossen. Weibergezänk! Es gab nichts Scheußlicheres, als wenn sie untereinander das Zanken kriegten! Er stemmte die Ellenbogen auf, stützte den Kopf in die Hände und döste vor sich hin.

Die Lies, die auf einen zärtlichen Abend gerechnet hatte, war bitter enttäuscht. Was, auch zwischen

den Hieronymus und sie wollte die Alte sich drängen? War man denn nie allein? O je, wenn sie geahnt hätte, was es heißt, die Schwiegermutter im Haus haben müssen, nie wäre sie eine solche Heirat eingegangen! Sie sagte es im Ton der leidenden Unschuld.

Da lief auch der Alten die Galle über: was, die wollte noch gekränkt tun? Sie schrie laut: „Spaor dein Red! Et es jao ahles Lug on Trug. Modderche hin, Modderche här, on: ‚Ihr krieht et kommod.' — olau, weil se meinen Jong absolut freien wollt! Duh kam se mer bahl de Stuw eingerennt. Eweil haot se äwer vergäß, wat ech für se gedahn haon!" Die Conzen lachte erbittert. „Nao Eberhardsclausen sein ech met'm gerennt, met dem mannsdollen Mensch — mich haot den Deiwel geritt. Dat Heiligenhäusche haon ech gestift — mein Dahlers, mein saure Spaorgroschen! Hätt ech et nie net gestift!" Wie eine Wütende hämmerte die Alte sich vor den Kopf mit beiden Fäusten: „Vermaledeit sei et!"

Erschrocken schwiegen die beiden anderen. Die Mutter hatte sich die Schürze ganz über Gesicht und Haube geworfen.

Ja, das war auch zum Weinen! Eine schöne Dummheit war es gewesen, das Heiligenhaus zu bauen! Der Hieronymus ärgerte sich jetzt noch nachträglich darüber. Das Geld wäre wahrhaftig nötiger

zu anderem gewesen. Und überhaupt, wenn das Heiligenhäuschen nicht gewesen wäre, wenn es nicht dagestanden hätte, so nahe bei seinem Acker, dann wäre er nicht darin untergeschlupft bei jenem Unwetter und in seiner Betrunkenheit. Und die Lies hätte sich ihm nicht an den Hals hängen können in ihrem Getue vor Donner und Blitz. Und er hätte dann keine Verpflichtung gehabt als ehrlicher Kerl. Heute noch wäre er ledig!

„Kotzdonner noch ehs!" Mit der ganzen Hand faßte er ins rotgewürfelte Halstuch und riß daran, als erstické es ihn. Er würgte an etwas. Und dann wandte er sich der Alten zu: „Dat es ahl noren dein Schuld!"

„Jao, dat es et aach," stimmte die Lies gleich mit ein. Was für eine Schuld es eigentlich war, die der Hieronymus seiner Mutter beimaß, hatte sie nicht verstanden, aber sie verstand, daß er auf die Alte böse war, und das paßte ihr. Sie hetzte: war das eine Manier, daß so eine aufmuckte, an der man täglich Barmherzigkeit übte? Daß sie sich jetzt aufspielte, als hätte sie ihr wunders was Gutes getan?

Der Hieronymus boste sich immer mehr. Hätte die Mutter, die dumme Betschwester, ihre Spargroschen nicht unterm Strohsack lassen können? Wie durfte sie sein Erbe so schmälern! Aber das verlorene Erbe war es weniger, was ihn so erzürnte.

Von unten herauf sah er finster nach seiner Frau hin — die gefiel ihm doch gar nicht.

Und in einer plötzlichen Wut sprang er auf, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Speck und Brot umeinander tanzten und dann hinab auf den Estrich sprangen, und brüllte die weinende Alte an: „Dau — dau bist dran schuld! Wat dau mer eingebrockt has', ech muß't etweil ausfressen. Gieh zum Deiwel met dei'm Heiligenhaus!"

Draußen heulte der Wind, die Tür sprang auf, wie auffordernd wies sie ihre ganze gähnende Leere. Da tappte die Alte blindlings hinaus. Sie tat die Schürze nicht vom Gesicht, sie sagte kein Wort mehr.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen ließ sich die Alte nicht sehen. War sie noch böse? Dem Hieronymus tat es schon leid: er hatte die Mutter doch zu grob angefahren. War die alte Frau vielleicht von dem Ärger krank?

Er tappte hinauf in die Kammer, da war das Bett leer, es hatte gar keiner darin gelegen. Huh, und kalt war es hier! Dem Sohn lief ein Frösteln über den Leib: das hatte er ja gar nicht gewußt, daß es so eisig hier oben war. Wo steckte sie nur?! Ihn faßte die Unruhe.

Und je weiter der Tag voranschritt, die Mutter sich aber nicht sehen ließ, desto größer wurde die Unruhe. Zu wem war die alte Frau wohl hingelaufen?!

Die Lies rannte herum im ganzen Dorf, sie klopfte an jede Tür, sie fragte bei jedem an: Jesses Maria, hatte denn niemand, gar niemand die Schwiegermutter gesehen? Kein Mensch. Als sie, durchnäßt vom Schweiß trotz Schnee und Kälte, nach Hause kam, fand sie ihren Mann ganz aus der Fassung.

Der Hieronymus lief wie besessen in der Stube umher, und als sie ihn trösten wollte: „Se wird schuns bal net mieh bös sein. Dat mer sich uneins es in der Famillich, dat kömmt doch emaol für," da schlug er sie auf den Mund.

* * *

Nach ein paar Tagen, als die alte Frau Conzen noch immer nicht zurückgekehrt war, man schon in sämtlichen Dörfern rundum nach ihr gefragt hatte und immer vergebens, fiel es jemand ein, oben im Heiligenhäuschen nach einer Spur zu forschen. Vielleicht daß sie da noch gewesen war; sie ging ja gern ins Häuschen beten!

Da fand man auch die verschwundene Frau. —

Hieronymus Conzen starrte und starrte, von Entsetzen gelähmt und selber so blaß wie die Tote — die Mutter war nicht hierher gekommen diesmal, um zu beten!

Der Conzen Gesicht war wild verzerrt, ein an-

klagender Grimm stand starr in ihren Zügen: ‚Du bist schuld!‘

Die eine der eisigen Hände war fest zur Faust geballt, in der anderen hielt die Conzen noch einen Stein. Der Schlag hatte sie jäh getroffen, sie hatte ihn nicht mehr schleudern können.

Aber andere Steine lagen genug umher; der Boden des Häuschens war wie besät mit großen und kleinen, mit schweren und leichten; mit Feldsteinen, aufgelesen vom Acker, mit Lavabrocken, vom Häuschen selber mit Gewalt abgebrochen. Mit Erde und Mist war die weiße Tünche der Wände besudelt, das Betbänkchen umgestürzt.

Nur eine frevelnde Hand konnte so wüten oder ein gänzlich verwirrter Geist das Heiligenhaus so schänden! Die Porzellanengelchen mit den goldenen Flügeln, mit den betenden Händen lagen in Scherben.

Selbst gegen das Gnadenbild war ein Stein geschleudert, mitten hinein. Der wundertätigen Muttergottes von Clausen gerade ins Gesicht.

Der Vater

So war es nun schon seit Jahrzehnten, seit hundert Jahren und mehr zu Scheidweiler gewesen. Wenn da ein ‚dicker' Bauer war, einer, der Roggen und Gerste baute, Kartoffeln und Runkeln, der Wiesen, sogar ein Stück Busch besaß, seine sieben Kühe im Stall stehen hatte und seine zwei Pferde, so heiratete bloß der älteste Sohn; die anderen Söhne, die blieben ledig. Sie arbeiteten als Knechte auf dem Hof, verdienten sich beim Bruder ihr Essen und Trinken, ihren Tabak, ihre Kleidung, kurz alles, was sie zur Notdurft des Lebens gebrauchten.

Der Herr Pastor mochte dagegen sagen, was er wollte. So war es immer gewesen, so mußte es auch fürder sein. Wie sollte denn sonst ein Vermögen zusammenhalten und der dicke Bauer ein dicker Bauer bleiben?! Es gab der großen Höfe an die fünf, sechs zu Ober- und Niederscheidweiler — kein anderes Dorf weit rundum in der Eifel konnte so viele aufweisen. Mit Stolz zählten die Scheidweiler ihre dicken Bauern her.

Da war vor allem der Kammerer an der Kammerer-Eck' — der war der dickste. Sechs Brüder arbeiteten aber auch für den. O je, wenn jeder

Sohn auf dem Kammerer Hof hätte heiraten wollen! Dann schöben sich die Äcker nicht mehr wie ein großer Keil bis weit hinein in Hasborner Land, und der Busch wäre dann schon längst geschlagen, und es würde dann auch nicht alle Jahre noch Vieh zugekauft. So aber konnte der Jakob, der Älteste, der noch dazu eine vermögliche Frau hatte, sich auch schlechte Zeiten ruhig mit ansehen, konnte seine Töchter in ‚Pensjohn' zu den lieben Nönnchen tun und seinen einzigen Jungen in Trier auf der hohen Schule all das lernen lassen, was auch ein Eifler Dickschädel lernen kann, wenn er Geld hat.

Stolz schritt Jakob Kammerer am Sonntag vor seinen Brüdern her zum Hochamt. Der Toni, der Hannes, der Peter, der Michel, der Hubert, der Arnold ließen ihm ganz selbstverständlich den Vortritt; und wenn nach dem Amt auf dem Kirchhof noch ein paar von den großen Bauern zum Jakob stießen, standen sie als Chor hinter ihm und sagten bescheiden ihr ‚Ja'. —

Es hatte eine Zeit gegeben, da war es dem Toni, dem zweiten Kammerer, nicht so leicht angekommen, sich drein zu schicken, daß er nicht heiraten sollte. Er hätte gern ein Weib genommen; er hatte das Bedürfnis danach. Oft, wenn er auf dem Acker arbeitete, seine Pflugschar die Erde aufriß, deren Schoß für den Samen vorbereitete, wenn der Duft der frischen Scholle dann zu ihm emporstieg, erdiger

Kraft, laulicher Feuchte voll, ihn förmlich betäubend mit ihrem Wohlgeruch, dann hätte er aufbrüllen mögen wie der Stier, dem man einen eisernen Ring durch die Nase gezogen und ein Brett vor die Hörner gebunden hat. Wenn dann der Älteste, der gerade jetzt ein junges Weib genommen hatte, mit dem er im Ehebett der verstorbenen Eltern schlief, und das er auf den Nacken patschte, wenn sie alle miteinander bei der Abendsuppe saßen, sich auf dem Acker sehen ließ, dann blinzte ihn der Zweite von unten herauf mit klein-zugekniffenen rotunterlaufenen Augen an: sollte der Jakob alles haben, nicht nur Hof und Acker, auch ein Weib?!

Dann gab es Nächte, in denen der Toni nicht schlafen konnte trotz aller Ermüdung; in denen er sich ruhelos warf, wenn er sich's auch wieder und immer wieder sagte: es konnte nicht anders sein, es mußte so sein, es war immer und immer so gewesen. Und waren denn die anderen Brüder nicht ebenso schlimm daran wie er? O nein! Der Hannes war erzdumm, der dachte an gar nichts. Der Peter war erzfromm, der dachte auch an so etwas nicht. Der Michel war ein Spieler, dachte nur an Karten und Kartengewinn. Der Hubert war, wie sein Schutzpatron, der heilige Hubertus, nur aufs Jagen bedacht. Und der Noldes, der soff. Sie hatten alle ihr Pläsier gefunden — nur er fand es nicht.

Die Mädchen, die der Toni gern karessiert hätte, ließen sich nicht mit ihm ein. Man wußte zu Scheidweiler ganz genau, was man sich schuldig war, wenn der Bursche nicht heiraten konnte. Es wäre keine mit ihm am Abend in den Busch spaziert, es würde sich auch keine von ihm zur ‚Muhsick‘ führen lassen.

In ohnmächtiger Verzweiflung knirschte Toni Kammerer mit seinen starken Zähnen, steckte sich die Fäuste ins Maul und biß auf sie. Der Pastor gab ihm auf, zehn Rosenkränze zu beten — zwanzig — fünfzig — er betete sie. Leichter wurde es ihm darum doch nicht.

Und der geistliche Herr, der selber noch nicht in den Jahren war, denen alle Versuchungen fern liegen, eiferte gegen diese Unsitte, wie er das altgewohnte Herkommen nannte. Er sprach darüber, nicht nur leise mit den Gemeindeältesten, nein, auch ganz öffentlich, laut von der Kanzel.

Man war empört. Im Gemeinderat saßen die dicken Bauern — der Geistliche wurde versetzt. Und ein anderer kam, der wußte nichts von der Seele Nöten. —

Um diese Zeit dingte einer im Dorf eine Magd, die war von weit her. Sie wußte nicht, wie es in Scheidweiler Mode war; sie ließ sich in den dunklen Busch spazieren führen und sie ging mit zur Muhsick. Sie war schwarz wie eine Zigeunerin und war

auch gern lustig. Wo immer eine Fiedel kratzte, mußte sie sein, und wenn ihr der Bauer keinen Ausgang gab, so stieg sie nachts heimlich aus ihrem Kammerfenster und erschien, frisch gestrählt, mit roten Lippen und blieb bis zum Kehraus. Die schwarze Anna war wild, aber sie war doch ein gutes Ding, sie erbarmte sich eines jeden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Jahre gingen hin; die fremde Dirne war längst nicht mehr im Dorf. Wo sie hingeraten war, wußte kein Mensch, und es fragte auch keiner danach.

Im Dienst bei dem Bauern hatte die schwarze Anna nicht lange mehr bleiben können, sie hatte sich bei einem armen Weib seitab ein Kämmerchen gemietet. Aber auch da litt die Gemeinde sie nicht. Man müßte sich ja wahrlich schämen vor Hasborn und Mücklen, vor Offlingen und Hontheim; sie war ein Ärgernis, sie mußte weg. Und wenn sich das Frauenzimmer auch anstellte und weinte und schalt und klagte und die Hände rang — wo sollte sie denn nun hin mit ihrem kleinen Kind?! — es half ihr nichts. Der Gemeinderat war sich einig: sie mußte fort. Das Kind — hm ja, das Kind würde man dabehalten. Man würde es ihr abnehmen um Gotteslohn.

Auch darin war sich der Gemeinderat einig gewesen, daß man den kleinen Jungen nicht so hinausstoßen konnte, hinausstoßen durfte, denn — in

dem lauten Diskurs der Sitzung war plötzlich eine peinliche Stille entstanden, mit verlegenen Blicken hatte der eine Bauer den andern von der Seite angesehen — denn konnte man wissen, ob nicht der oder jener ledige Bruder des Jungen Vater war?!

Die schwarze Anna hatte der Gendarm auf den Trab gebracht, der Junge war dageblieben. Die Gemeinde Scheidweiler hatte eine milde Hand in diesem Fall, das greinende Kind wurde in Pflege gegeben bei einer alten Wittib. Dann, als es groß genug war, um Ziegen zu hüten oder dem alten Gemeindehirten die Kühe zuzutreiben, kam der Josef reihum zu den Bauern. Er aß sich durch. Bald ließ ihm der Bauer ein Paar Hosen machen, bald der einen Kittel; bald schenkte ihm dieser ein neues Wams und jener ein Paar Schuh. Und all die Ledigen schauten nach ihm, als ginge er sie besonders was an.

Wenn der Josef auf den Kammererhof kam, sagte der Hannes gewiß bewundernd: „E gescheit Jüngelche!" Der Peter schenkte ihm ein Heiligenbildchen, ein schönes buntes, das dazu noch geweiht war. Der Michel brachte ihm's Kartenspielen bei und wie man es machen muß, daß auch schlechte Karten gewinnen. Der Hubert lehrte ihn Fährten kennen und das Wild beschleichen. Und der Noldes hatte seinen Spaß daran, wenn der Junge an der Flasche sog, daß ihm die Augen übergingen. Und

alle sprachen sie, wenn der Kostgänger unten am Tisch saß und sich vollstopfte, daß er bald platzte: „Laoßt hän noren saat kriehn!“

Nur der Toni sagte nichts. Sein Blick ruhte nur zuweilen ganz verstohlen auf dem runden Knabengesicht. Der Josef war ein hübscher Junge, Augen hatte er wie schwarzer Sammet, und sein Mund war frischrot. Der Toni vermochte es schwer über sich, den verstohlenen Blick wieder abzuwenden. — — —

Josef ging nun in die Schule, aber er lernte nicht gern. Dem Lehrer warf er das Fenster ein, und als die Frau Lehrer ihn dabei erwischte, streckte er ihr die Zunge heraus. Auch daß er beim Pastor über den Zaun stieg, Äpfel zu pflücken, war nicht fein, aber er war eben so munter. Pah, das waren doch nur lauter lustige Jungensstreiche! Er hatte Fürsprecher genug; sie schmunzelten über den kecken Buben.

Wer hätte dem Josef auch gram sein können?! Wenn er, die Hände in den Hosentaschen, eine Pelzmütze schräg auf dem Lockenkopf, gemächlich die Dorfstraße herunterstolzierte, sah er nicht aus wie einer, der aus Gnade und Barmherzigkeit von der Gemeinde gehalten wird. Schon wieder hatte er neue Buxen an, eine richtige Uhrkette klapperte und klinkerte ihm vorn auf dem Wams; und jetzt steckte er sich gar noch eine Zigarre in den Mund und

paffte wie ein Alter. Wahrhaftig ein Staatsjunge! Es hatte keiner das Herz, an dem Josef zu meistern oder ihn hart anzulassen.

In manchem Herzen glomm beim Anblick des Josef ein Funken auf: war er das Angedenken an eine zärtliche Stunde?! Die Ledigen lächelten in sich hinein. Und dieses Lächeln war immer da, wenn sie den Jungen ansahen.

Toni Kammerer lächelte nicht. Er war griesgrämig, unfreundlich und auch etwas stumpf geworden. Von den Stürmen, die ihm einst Leib und Seele durchrüttelt hatten auf saatheischender Ackerscholle, wußte er jetzt nichts mehr. Er verlangte nach nichts mehr, nur nach seiner Pfeife, und daß man ihm seinen Platz am Tisch einräumte, wenn er sich draußen müde getrottet hatte über Stoppeln und Furchen, sich abgeschafft mit Säen und Mähen, mit Hacken und Pflügen von Sonnenaufgang bis -niedergang. Sein rundes Gesicht mit dem frischen Braunrot war schmaler geworden und wie Leder, sein einst so gerader Rücken hatte sich schon ein wenig gekrümmt. Er war noch ein Mann in den besten Jahren und doch, wenn man ihn so hinter dem Pflug hersteigen sah, mit steifen, langsamen Beinen, die Mütze tief in die Stirn gedrückt, die Augen ohne Glanz und Helle zu Boden gerichtet, dann konnte er einen schier zehn Jahre älter bedünken, als der Älteste vom Kammererhof. Der

Jakob war breit und rot; so laut und wohlgelaunt, wie der hagere Toni still und verdrossen schien. Dem Toni lohnte es kaum, die Pfeife aus dem Mund zu nehmen, ‚Dag' zu sagen und dann auszuspucken. Aber er verstand zu arbeiten und auch andere zur Arbeit anzuhalten, und darum tat man den Scheidweiler Josef, als der nun aus der Schule kam und lernen sollte, sich sein Brot zu verdienen, zum Kammerer hin.

Mit mächtigem Armschwung mähte der Toni; trotz seines ein wenig gebeugten Rückens ragte er hoch über den Ähren; sie fielen in dicken Schwaden. Und nicht müde wurde er, immer mehr wurden der Schwaden, immer mehr. Der Josef sollte raffen, aber es ging dem Mäher nie schnell genug. Der Bursche war lässig. Er war nicht bei der Arbeit, wie man dabei sein muß; bald schielte er nach den Mädchen, die, in kurzen Röcken, die Waden nackt, drüben verlorene Ähren auflasen, bald horchte er auf die Wachtel, die, wo der Feldrand an kühlenden Wald anstößt, vertraulich lockte.

„Träum net! Faulenz net! Voran gemaach!" Der Toni brummte. Sein Blick ruhte, wie vordem wohl auf dem Kind, jetzt auch verstohlen auf dem Burschen; aber eine Besorgnis war darin: würde aus dem Josef je was Tüchtiges werden?!

Daß der Josef nicht zur Landarbeit taugte, sah

der Gemeinderat bald ein. Das war schade, es wäre das bequemste gewesen. Aber man konnte den jungen Menschen ja auch ein Handwerk lernen lassen.

So kam der Scheidweiler Josef nach Offlingen zum Schmied; da sollte er den Tieren, die beschlagen wurden, die Hufe halten und den Blasbalg bedienen, der das Feuer anfachte. Aber bald war er wieder zurück. Er heulte laut: „Dän Maaster haot mech geschlaon!"

War das eine Frechheit von dem Offlinger, den Jungen so aufs Ohr zu hauen, daß er jetzt noch nicht wieder darauf hören konnte!

Man tat den Josef nun nach Hontheim zum Bäcker in die Lehre, aber junges Blut braucht langen Schlaf, und beim Hontheimer hieß es schon morgens heraus vor Hahnenkraht. Auch von dort kam der Josef wieder zurück.

Er kam noch an manchen Ort in der Runde und kam wieder zurück, und mit der Zeit wurde es den Scheidweilern klar, daß das immer noch nicht das Richtige war für den Josef. Sie schüttelten freilich die Köpfe und waren verdrießlich — was hatte man doch für viel Wirtschaft mit dem Burschen! — aber was half's, man mußte eben so lange probieren, bis man das Rechte traf.

Den Josef focht das alles nicht an. Die Hände in den Hosentaschen, die lachende Unbekümmertheit

der Jugend auf dem runden Gesicht, schlenderte er durchs Dorf. Und mancher sah in ihm die eigenen neunzehn Jahre.

Je mehr der Josef sich auswuchs, desto mehr kam er dem Bruder vom Ortsvorsteher, dem Balthasar Deines, gleich. Oder schlug er mehr nach den zwei Brüdern, die der Nikla, der Mücklener, bei sich auf dem Hof sitzen hatte? Genau die Augen hatte er wie des Müllers Bruder unten vom Sammetbach. Aber auch in das Geschlecht des Frauenhofbauers sah er hinein. Man war sich nicht einig, wem er am meisten glich. — —

Der Josef sollte nun zum Militär. Mit Freuden wurde dieser Ausweg begrüßt. Das konnte ein Glück für ihn werden: die stramme Zucht, das Aushaltenmüssen. Und wenn er sich gut schickte, konnte er Unteroffizier werden und blieb dann dabei und konnte es zu Gott weiß was bringen. Die Scheidweiler wußten es selber nicht, daß ihnen eine Last vom Herzen fiel, wenn sie dachten, der Josef käme nicht wieder.

Es war der letzte Tag vorm Rekruteneintritt; am Abend hatten sie sich zu sammeln an der drei Stunden entfernten Station der Eisenbahn. Heute stolzierten sie aber nicht so lustig einher, wie am Tage der Aushebung, da sie mit bunten Bändern an Stock und Hut und mit Sträußchen im Knopfloch geschmückt gewesen waren. Heute trugen sie's

Bündel am Stecken über der Schulter, das Segeltuchköfferchen in der Hand. Es kam manchem härter an als er gedacht, Vater und Mutter zu verlassen und Mädchen und Heimatsort.

Dem Josef kam es nicht so hart an, sein Herz hing an niemandem. Der Noldes vom Kammererhof hatte ihn noch traktiert im Wirtshaus. Sie hatten ihn alle traktiert: der Hannes, der Peter, der Michel, der Hubert; und der Deines und die Mücklener Brüder und die vom Frauenhofer und noch andere. Sie hatten ihm alle zugetrunken, ihn hochleben lassen, hatten ihm auf die Schulter geschlagen, auf den Rücken geklopft und ihm noch heimlich etwas in die Hand gedrückt. Der einen Taler und der einen Taler, dieser ein Fünfmarkstück, jener ein Fünfmarkstück, der eine ein Zweimarkstück, der andere nur eine Mark: je nach Vermögen. Und der Michel hatte ihm zudem noch ein Kartenspiel von sich verehrt, das immer Glück brachte, denn der Kreuzbube hatte einen Daumenabdruck auf seiner Kehrseite und alle hohen Karten ein feines Abzeichen. Auch der Peter hatte den Josef beiseite gezogen und ihm ein Büchlein geschenkt: ‚Sprüchlein und Gebete in allen Lebenslagen'; darin sollte er fleißig lesen, dann konnte nichts Übles ihm widerfahren. Der Peter war sehr gerührt.

Sie waren alle gerührt. Sie umarmten den

Josef und entließen ihn in das fernere Leben mit vielen Segenswünschen. — — —

Der Weg ging talab. Josef war den anderen vorauf, denn die schleppten wie schweres Gepäck den Abschied mit sich, sein Bündel aber war leicht. Er konnte es zudem kaum erwarten, zu den Soldaten in das lustige Leben zu kommen. Er klapperte mit den geschenkten Geldern und pfiff und sang, daß die Wände des Hohlwegs im Echo hallten. Da sah er an einer Wegbiegung den Kammerers Toni sitzen.

Der saß auf einem abgestürzten Stück Kalkgestein am Straßenrand, hatte die Füße im Herbstlaub stehen, beide Hände um den Knopf seines Stockes gelegt und das Kinn darauf gestützt. Seine Mütze und das rotbunte Sacktuch lagen im Gras. Er hatte nicht acht, daß ein Schlänglein sich dicht dabei aufgerollt hatte, unverwandt kehrte er sein Gesicht dem Kommenden zu. Als Josef an ihm vorbei wollte mit kurzem Gruß, stand Toni auf und sagte langsam: „Ech wollten der aach noch ebbes zum Ahfschied saon!"

„Ech sein net neugierig drauf!" Der Bursch lachte mutwillig. Was machte der Toni denn für ein Gesicht, halb freundlich, halb sauer? „Adjes," sagte er ungeduldig und streckte nur rasch dem andern die Hand noch hin. Da fühlte er die umschlossen wie von Eisenklammern.

Des Toni Finger, von Arbeit hart, hielten fest; ihr Druck tat weh.

„Kreizknippchen!“ Der Bursche riß rasch seine Hand los. „Adjes, adjes!“

Er wollte davon, doch der andere ließ ihn nicht gehen, hielt ihn jetzt bei der Schulter, so fest, daß der Josef sich nicht losmachen konnte.

War der Toni verrückt? Betrunken? „Laoßt mech doch los!“

Da lockerte sich der feste Griff. Der Toni trat einen Schritt zurück, in seinem Ledergesicht arbeitete es, er tat den Mund auf zum Sprechen und schloß ihn doch wieder. Er blieb stumm.

„Zum Kuckuck, wat wollt Ihr dann?“

„Neist!“

Da fing der Bursche an unbändig zu lachen. Nichts wollte der Toni?! Und darum saß der hier weit draußen am Weg und ließ ihn nicht weiter?! Lachend setzte sich Josef in Trab.

Da schrie der Toni Kammerer hinter ihm drein wie in wachsender Angst: „Bleiw brav, Jong! Bleiw brav!“

* * *

Nun war der Josef schon eine lange Weile beim Militär. Die zu Scheidweiler warteten immer, daß er schreiben würde: ‚Ich bin Gefreiter gewor-

den.' Sie wunderten sich, daß er das nicht schrieb; er schrieb sonst oft genug.

Das erste Briefchen hatte der Hannes bekommen und war nicht wenig stolz darauf: wie schön der Josef schreiben konnte! Er tat sich groß und schickte in seiner Freude dem Jungen gleich etwas, um sich ein Extra anzutun. Denn daß er die schlechte Kost gar nicht vertragen könne und schon drei Tage im Lazarett habe liegen müssen, schrieb der Josef.

Den zweiten Brief bekam der Michel, aber er zeigte ihn nicht, denn der Josef schrieb, daß er Malheur mit den Karten gehabt hätte, die der Michel ihm mitgegeben hatte. Der Michel schickte rasch etwas nach Köln — der Junge sollte ihm keine Vorwürfe machen.

In jedem weiteren Brief, der in Scheidweiler einlief, standen andere Klagen. Es war erstaunlich, wie oft der Josef krank war. Und war er nicht krank, so hatte er sonst irgend ein Pech. Auch verlangten die Stubenkameraden, daß man etwas von Hause verteilte, und vom Unteroffizier wurde man gepeinigt, wenn man dessen Frau nicht ab und zu ein Präsent machte.

Es traf sich gut, daß grade die Zeit des Schweineschlachtens zu Scheidweiler war. Sie schickten ihm alle Wurst und Speck. Man konnte den armen Teufel, der so anhänglich schrieb, doch nicht im Stiche lassen. Aber man zeigte sich die Briefe nicht

mehr, jeder behielt seinen Brief für sich. Und damit die anderen nicht merkten, was und wieviel man dem Josef schickte, rannte jeder Gott weiß wie weit auf eine Post.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein goldener Herbsttag war es, als der Scheidweiler Josef vom Militär wieder heimkehrte. Die Scheidweiler hatten es sich eigentlich anders gedacht, aber nun er einmal wieder da war, konnte man ihm den Willkomm doch nicht versagen. Denn was ein paar Burschen aus Hasborn, die zu gleicher Zeit mit ihm gedient hatten, in Umlauf setzten, daß der Josef im Arrest gesessen hätte, und daß er ein schlapper Soldat gewesen sei, das war frech gelogen. Freilich, Unteroffizier war er nicht geworden. Nicht einmal die Knöpfe hatte er bekommen?! Sie sahen ihn doch an mit leisem Mißtrauen.

Aber das Mißtrauen wurde schnell wieder zum Wohlgefallen, als der Heimgekehrte sich jeden seiner Gönner beiseite nahm: „Jesses, wat sein ech esu froh, dat ech Eich widder zu sehn kriehn! Ech haon esu oftmals an Eich gedaach!"

Wie er einen anlachen konnte! Ganz wie seine Mutter. Das hübsche Bild der schwarzen Anna stieg lebendig wieder herauf. Die sammetschwarzen Augen blickten zutraulich keck — wer konnte da Vorwürfe machen?! Der Josef gab es ja auch zu, er hatte sich nicht sonderlich geführt beim Militär; das

Exerzieren war ihm verdammt sauer gefallen, und dann das Maulhalten. Aber wie schwer hatte er's auch gehabt, gerade zu ihm waren sie immer niederträchtig gewesen. Freilich, man wußte es ja, ein Kujonieren war's bei den Soldaten.

An diesem ersten Abend betranken sie sich, betranken sich mit dem Josef zusammen. Als sie am andern Tag aus dem Mordsrausch erwachten, der Alltag wieder da war, der Willkomm vorbei, da hätten sie freilich gern anders gesprochen, aber nun war es zu spät. Wie ein froh Empfangener, wie ein Erngesehener stolzierte bereits der Josef durchs Dorf.

Er strich sich die seidigen Härchen, die wie ein weicher Flaum auf der Oberlippe dunkelten, und blickte unternehmend. Er hielt sich gerader als sonst. Nur als der Deines ihn zu fassen bekam und ernsthaft sprach: „Josef, esu weit hammer dich eweil gebraach, äwer eweil mußte sälwer for dich sorgen," machte er einen krummen Buckel.

Sorgen — wie sollte er das?! Auf der Stelle hatte er doch nicht gleich Arbeit. Aber der Herr Gemeindevorsteher sollte ihm nur Arbeit zuweisen, er griff gern überall an! Und dabei blickte er recht treuherzig und gutmütig.

Es war nicht zu leugnen, jetzt war es schwer, Arbeit zu finden, im Winter braucht der Bauer keinen Knecht. Der Dorfälteste kratzte sich den

Kopf; in verdrießlichen Gedanken saß er beim Mittagessen: nun hatte man den Josef wieder auf dem Hals. Aber sein lediger Bruder redete ihm rasch zu: es würde sich mit der Zeit schon für den Josef etwas finden, vorderhand wohnte der ja ganz gut bei den Mücklenern, denen kam es nicht drauf an.

Das war wahr, die konnten ihn schon noch ein Weilchen mit durchfuttern. Der Deines gab sich zufrieden. Aber als er ein paar Wochen später seine Tochter antraf, die mit rotem Kopf dastand und sich von dem hübschen Kerl in die Ohren raunen ließ, machte er doch wieder Ernst. Aus war's jetzt mit dem Faulenzen, jetzt marsch mit dem Josef in die Arbeit.

Bei der nächsten Gemeinderatssitzung brachte er die Angelegenheit vor. „Eweil fraogen ech, es dat en Manier, de junge starke Kerl on duht eweil gaor neist?! Ech sein dafor, hän krieht drei Dahler als Zehrgeld, on mir laoßen hän dann erunner in't Rheinland giehn, in en Fabrick. Mir können hän hei net mieh gebrauche!" Es klang sehr hart.

Der Kammererhofbauer war ein gutmütiger Mann, er stand auf, sprach nichts, wies nur mit dem Finger durch die beschlagene, milchig-trübe Scheibe des Fensters. Nur wenig dämmeriges Licht drang herein, denn draußen baute sich eine Schneemauer auf, fast bis zu Dachhöhe; ein Wall,

durch den es kaum ein Herauskommen gab in die Welt.

„Et schniet noch ärg,“ sagte irgend jemand. Und der Kammerer nickte.

Keiner sagte darauf noch etwas. Es war eine Stille. Mit ihren graustoppeligen Gesichtern und den wettergebleichten Haaren, die im Winter nur selten unter das Schermesser kamen, saßen sie da, Mann bei Mann, auf den Bänken am langen Tisch des Ortsvorstehers — die Ältesten des Dorfes, die Klügsten, und wußten sich jetzt doch keinen Rat. Kopfnickend sahen sie den Deines an, aber wenn sie dann den Kammerer ansahen, wurde ihr Zustimmen zum Verneinen. Draußen fiel Schnee. Nein, es ging wahrhaftig nicht an, daß man den jungen Menschen jetzt gehen hieß!

Der Frauenhofer, der nie eine Messe versäumte, faltete die Hände über dem Bauch: „Mer müßt sich jao der Sünd schämen!“ Und heimlich machte jeder bei sich noch einen Zusatz: ‚vom eigenen Blut vor die Tür zu stoßen!‘

Wie ein beängstigender Spuk stieg ein Bild vor ihnen auf: das bleiche Bild jenes Handwerksburschen, den man vor ein paar Jahren auf Scheidweiler Flur hinter einem Dornbusch aufgefunden hatte — erfroren.

Die Uhr schlug drei. Es war noch früh am Nachmittag und schon wurde es Nacht. Ein Frö-

steln ging durch die Stube; es war auf einmal so kalt.

Der Deines sah in lauter mißbilligende Mienen und hörte unzufriedenes Geraune. Er hatte kein Glück mit seinem Vorschlag, das sah er ein, und als kluger Leiter des Gemeinderats suchte er wenigstens etwas von seinem Vorschlag zu retten: man konnte ja warten, bis die Witterung besser war, und ihn dann fortschicken!

Aber der Mücklener räusperte sich stark und sprach mit großem Respekt vor sich selber: er, der den Josef nun schon Wochen und Wochen auf dem Halse liegen hatte, ihn durchfütterte für nichts und wieder nichts, war selbst gegen dies. „Ech sein der Maanung, mir laoßen hän ersch t zum Frühjaohr giehn. Mir kömmt et net drauf an; maanswäjen kann hän aach noch länger daobleiwen!“

Es kam ihnen allen nicht darauf an, nun erst recht nicht, wo der Mücklener sich so dicke tat. „Hän kann aach bei mir bleiwen!“

„Aach bei mir!“

Sie rissen sich jetzt förmlich um ihn. —

Der Scheidweiler Josef fraß sich satt und fett. Der Winter ging ihm hin in lauter Wohlleben. Bald war er bei dem Bauern und bald bei dem; er weidete sie ab der Reihe nach. Wenn er beim Kammerer hockte, es sich so gut schmecken ließ, als hätte er statt zu feiern sich weidlich mit Arbeit ge-

müht, dann wallte es wohl zornig in dem Toni auf. Er konnte die Faulenzer nicht leiden. Aber wenn er dann das wohlgenährte junge Gesicht recht ins Auge faßte, und seine Blicke weiter glitten zu den Brüdern, der Reihe nach deren Gesichter verglich, dann hielt er den Mund — es war was Kammerersches in dem Josef. Und es durchfuhr ihn.

War es wirklich so, hatte der Josef Kammerersches Blut im Leibe?! In seinem kleinen Stübchen, das hinten heraus neben dem Pferdestall im Winkel lag, saß der Toni. Er grübelte. Beide Arme hatte er aufgestützt und den Kopf zwischen die Hände gestemmt. So saß er oft; immer, wenn er Zeit hatte. Er hatte freilich der Muße nicht viel, auf einem großen Hof gibt es immer Arbeit und der Fleißige findet allzeit zu schaffen. Nicht umsonst hatte der Toni sich die Kammer des Pferdeknechts ausersehen, anstatt oben in der großen Bodenstube bei den Brüdern zu hausen; so war er auch nachts gleich bei der Hand, sowie im Stall ein Tier an zu schlagen fing oder unruhig schnaufte. Aber es gab doch Stunden, in denen sich nichts mehr zu tun vorfand, und dann plagten ihn die Gedanken.

Wer mochte der Vater vom Josef sein? Der Peter? Der Hannes? Der Hubert? Der Michel? Der Noldes? Ein jeder von ihnen könnte es sein. Der finstere Blick des Toni wurde noch finsterer. Er stieß die aufgestützten Ellbogen hart auf und

streckte dann die Arme lang über den Tisch, wie in einem plötzlich sich reckenden Schmerz. „Verdammtes Fraumensch!“ Aber wenn er sich dann die Anna so vorstellte, wie sie gewesen war, so hübsch, so lieb, wich der Grimm aus seinem Gesicht, es wurde weicher. Nur eine Unruhe blieb übrig, ein zweifelndes Erwägen: war sie denn auch mit dem Hubert in den Busch spazieren gegangen? Hatte sie sich auch vom Hannes zur Muhsick führen lassen? Hatte der Peter mit ihr gebetet? Der Michel ihr Kartengewinnst geschenkt? Hatte sie dem Noldes auch ihre Kammer aufgetan? Er stellte sich der Anna Gesicht vor und dann das des Jungen — die schwarzen Augen hatte er von der Mutter — aber vom Vater —?!

Schwerfällig stand der Toni von seinem Platz auf, schwerfällig trat er vor den Spiegelscherben, der über seinem Waschnapf an der Wand hing. Mit Augen, aus denen ein neugieriges Fragen blickte und zugleich eine abwehrende Angst, spähte er lange angestrengt in das Glas. Es war zu dunkel, der Spiegel zu blind. Mit einem Seufzer und einem Fluch wandte Toni sich ab.

Aber von jetzt ab, wenn er mit den anderen bei der Suppe saß und der Josef war auch da, fuhren seine Blicke wie gejagt von einem zum andern. Wenn man nur wüßte, wenn man nur wüßte: wer — wer?! Der Toni senkte den Blick. Aber dann

machte er eine abwehrende Handbewegung und stieß ein „Nä!" so heftig, so laut heraus, daß die anderen erstaunt sich nach ihm kehrten. Was hatte der Griesgram? Sie lachten ihn aus.

Der Josef lachte am meisten, er hatte an allem seinen Spaß; ein Lachen hatte er wie ein junges Weib, hoch, hell und wohltönend.

Unwillkürlich preßte der Toni die Augen zu, er hätte sich gern auch die Ohren zugehalten, Schweiß trat ihm auf die Stirn: akkurat so hatte die Anna gelacht, als sie ihn umfaßt hatte mit warmen Armen, dazumal im Dunkeln in aller Heimlichkeit. Fest, fest hatten sie sich aneinander gedrückt. Er hatte sie dazumal wirklich lieb gehabt, so lieb wie man eben eine hat, die einem für den Hunger Sättigung schenkt. Was hatte er in jener Liebesstunde danach gefragt, ob sie morgen einem andern gefällig war! Damals hatte er nicht daran gedacht. Aber jetzt. Der Toni fuhr auf: Gott sei Dank doch, daß sie jedermanns Liebchen gewesen war! Was ging ihn der Lümmel an?!

„Laoß dein dummdreckig Laachen," brummte er den Josef an, und schlorrte dann aus der Stube, so eilends, daß er den einen Lederpantoffel mit dem hölzern-klappernden Hacken verlor. Er schlug die Tür hinter sich zu, daß aus dem alten Gebälk eine Wolke von Wurmmehl aufstiebte. —

Mit dem Toni war nicht gut mehr auskommen.

Sie empfanden es alle. Er fühlte es selber und litt darunter. Wäre der Josef nur erst fort ins Rheinland hinunter jenseits der Berge, dann würde ihm die Suppe auch wieder schmecken, und er würde einen Spaß so gut verstehen, wie er ihn jetzt nicht mehr verstand.

Immer mehr zog sich Toni zurück, immer stiller wurde er, und doch brausten wieder Stürme durch ihn, genau so heftig wie in jenen Tagen, da er, wenn er die Scholle umbrach und die lauliche Feuchte der jungfräulichen Flur ihm die Sinne erregte, sich selber aufgewühlt fühlte im Innersten. Es war genau so wie damals: das Verlangen des einsam Gebliebenen — und doch anders. Es müßte schön sein, einen Sohn zu haben, einen Sohn, in dem man sich selber wieder jung sah — — —!

„Nä, nä!" Beide Hände streckte der Toni abwehrend aus. Er hatte eine förmliche Angst davor, wenn er dachte, daß er einen Jungen haben könnte, ähnlich so sündhaft faul wie der Scheidweiler Josef war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es lastete ein langer trübseliger Winter über dem Eifeldorf. Manchen Tag blieben Türen und Fensterläden fest geschlossen, man schützte sich gegen den pfeifenden Sturm so gut es anging. Und verschlafen ging es auf den Höfen zu; kein Pferd wurde angespannt, kein Vieh ausgetrieben, alles

blieb in den warm-dunstenden Ställen. Am Brunnenrohr hingen vereiste Tränen, und wenn die Kinder vom Mücklener, der am weitesten ablag, morgens zur Schule mußten, leuchtete ein Knecht mit der Laterne vor ihnen her und schaufelte ihnen einen schmalen Pfad bis zum Dorf. Alles weiß alles dick beflockt, alles wie in ein wattiertes Futteral, das jeden Laut zurückhält, gesteckt.

Und doch rührte sich unter dem lastenden Schnee allerlei: die Lust zu lieben, zu tanzen, zu trinken. Fastnacht wurde gefeiert. Da spielte der Scheidweiler Josef einen Haupttreffer aus, er kam verkleidet als Frauenzimmer. Das stand ihm. Die Mädchen waren wie toll nach ihm, selbst die Weiber rannten hinter ihm her; die Männer schmunzelten. Aber den Toni packte ein Entsetzen schier.

Er, der sonst kaum je ins Wirtshaus ging, hatte sich heute einmal bereden lassen, die Brüder hatten ihn mitgeschleppt. Aber als er nun den Josef sich im Tanz drehen sah, immer mitten unter der schaukelnden Hängelampe, sich einem andern Burschen anschmiegen wie ein verliebtes Frauenzimmer, erschütterte ihn eine Ähnlichkeit. Er konnte den Blick nicht abwenden. Die Augen sprangen ihm fast aus den Höhlen, er sog nicht mehr an seiner Pfeife — sie ging aus — er glotzte nur.

Der Josef drehte sich wie ein Kreisel, seinen ausgestopften Busen preßte er immer fester gegen

den Tänzer an. Die Zuschauer wanden sich förmlich vor Lachen, sie klatschten in die Hände. Jetzt sprang der Joseph hoch, daß alle Röcke schwuppten, die weißbestrumpften Waden sich zeigten, das rote Strumpfband. Ein Jubelgekreisch erhob sich.

Der Toni stieß die vor ihm Stehenden unsanft beiseite: da hatte der Josef auch schon eine weg, daß ihm das Gesicht brannte. „Schämste dech net?!"

Was fiel dem Kammerers Toni ein, den Spaß so zu stören? Man war empört. Der Josef hielt sich die schmerzende Wange, des Toni Eisenfinger hatten fünf schwellende Striemen darauf gezeichnet. Wenn einer an solchem Spaß keinen Gefallen fand, sollte er eben nicht herkommen, Fastnacht, Maskenfreiheit!

„Schmeißt hän eraus, dän Schkandalmacher, schmeißt hän eraus!"

Der Toni widersetzte sich nicht, er war wie benommen. Er sah nur noch, wie man am Josef, der eine bildhübsche Dirne war mit seinem in der Mitte gescheitelten welligen Haar und dem abrasierten Schnurrbärtchen, herumtröstete, und wie der sich dem jüngsten Deines auf den Schoß setzte. Dann sah er nichts mehr; er lag draußen auf der Gasse, er wußte nicht wie. Und als er langsam wieder auf die Füße gekommen war, sich den Rücken rieb, der ihn schmerzte, wußte er immer noch nicht, warum es ihm wie feurige Lohe in das Gesicht schlug. Ge-

senkten Kopfes, als hätte auch er sich zu schämen, schlich er nach Haus. — — — — — — — — — —

Würde es mit dem Ärgernis denn niemals ein Ende nehmen? Jetzt ward es Frühjahr. Der Ortsvorsteher, der Deines, war gewiß, wenn so ein Mensch wie der Josef noch länger hier herumlungerte, steckte er das ganze Dorf an mit seinen Manieren. Der Deines stellte wiederum den Antrag, den unnützen Brotesser fortzuschaffen.

Mit einigem Widerstreben zwar hörte man den Antrag, aber man war nun selber dahinter gekommen: es war wirklich besser, der Josef war nicht mehr hier. Es war nicht einer zu Scheidweiler, den er nicht gebrandschatzt hätte. Wenn er so schön tat und bettelte, hatte man eben nicht Nein sagen können; aber nun war's genug damit. Und nun hingen ja auch an den Haselnüssen die goldbepuderten Räupchen, das erste Wiesenschaumkraut zeigte sich am Sammetbach, unter den ausgeschossenen Jungtrieben der alten Lohhecke blühten die weißen Glöckchen der Anemonen, jetzt war zum Wandern die rechte Zeit: nicht zu kalt, nicht zu heiß.

Auf dem letzten Buckel Scheidweiler Landes standen sie und sahen dem Scheidenden nach. Bis zur Hasborner Grenze hatten ihm etliche das Geleit gegeben: der Peter aus Christenpflicht, der Hannes aus Dummheit, der Michel, der zu guter Letzt noch sein gezeichnetes Kartenspiel wieder an-

sich zu bringen gedachte, ein Deines aus Neugier, zwei Mücklener aus Gewöhnung, der Noldes aus lauter Betrunkenheit, und noch ein paar, die eben mitliefen, weil jene mitliefen. Von der Höhe des Ackers sahen sie dem Josef nach, sahen es, wie er mit dem eben geschnittenen Stecken in die Schlehenbüsche hieb, daß es wie Blütenschnee in die Luft wirbelte, und schickten sich dann erst zur Umkehr an, als hinter der nächsten Bodenwelle der Wanderer gänzlich verschwunden war. Da ging er hin auf Nimmerwiedersehen! Ein wenig betrübt waren sie, und so begossen wie Kinder, denen ihr liebstes Spielzeug abhanden gekommen ist.

Der Toni war nicht zum Geleit mitgegangen — was ging ihn der Scheidweiler Josef an? Aber es traf sich, daß er gerade heute auf dem Acker des Bruders pflügte, der sich wie ein Zwickel weit ins Hasborner Land hineinschiebt. Hier ging er unweit der Straße hinter seinem Gespann. Er war das letzte, was der Ausziehende von Scheidweiler zu sehen bekam.

Aber die beiden riefen sich nicht zu, sie grüßten sich nicht. Der Toni schien für nichts Augen zu haben als für die Furche, die er eben zog.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein halbes Jahr war ins Land gegangen, man hatte nichts mehr vom Josef gehört, und selbst die, die ein besonderes Interesse an ihm genommen

hatten, waren des froh. Aber siehe, ehe es ganz Winter wurde, war er wieder da; und so blaß, so abgerissen, so heruntergekommen und elend, daß man wohl einsah, man mußte ihn für die kalte Zeit dabehalten im Nest. Aber wenn es Frühling wurde, mußte er wieder fort. —

Und so geschah es noch manchesmal. Der Scheidweiler Josef kannte sein Recht, er pochte darauf: er kam immer wieder.

Aber er hatte sich jetzt endlich doch bereitfinden lassen, wenigstens etwas zu tun. Er machte Botengänge fürs Dorf, läutete die Glocke und arbeitete ab und zu auf Gelegenheit. Aber immer nur leichte Arbeit, wozu sollte er sich anstrengen? Das hatte er ja nicht nötig.

Der Toni Kammerer sah ihn manchesmal am Dorfanger faul in der Sonne liegen, wenn er selber, schweißüberströmt, das schwere Grastuch mit Grünfutter aufgehuckt, vom Felde hereinkam. Dann verzog sich sein Gesicht zu einer verächtlichen Grimasse: wie konnte ein gesunder Mensch dem Herrgott so den Tag abstehlen?! Aber zugleich mit der Verachtung zuckte auch noch ein anderes Gefühl in ihm auf: könnte er dem da doch von dem Schaffensdrang abgeben, der ihn selber noch allezeit umtrieb! Der ihm die Arbeit *das* sein ließ, darum es wert war zu leben. Arbeit, Arbeit — wenn der Josef doch arbeiten wollte!

Kammerers Toni reckte seinen Buckel gerade und warf mit einem kraftvollen Ruck die bleischwere Last wie spielend von der einen Schulter auf die andere. Das war nicht schwer, aber schwer ward es ihm, so schwer, daß es ihm mit Qual fast den Atem bedrängte, zuzusehen, wie der Josef nichts tat. —

Es war in der nächsten Gemeinderatssitzung, da sie beim alten Deines wie gewohnt auf den Bänken am langen Tisch saßen, als es an die Stubentür pochte. Der Toni vom Kammererhof trat herein. Er hatte seinen Arbeitskittel, geflickt und bescheiden wie ein Knechtsgewand, noch an, doch die Sonntagsmütze hatte er aufgesetzt; und sauber gewaschen war er, und ein Gesicht machte er, als ginge er in die Kirche.

Eine leichte Verlegenheit kam in seine Miene, sie sahen ihn alle erstaunt an: was wollte der denn?

Er zögerte einen Augenblick, aber dann kam er dicht an den Tisch heran und sagte feierlich laut: „Deines, ech moß Eich eweil ebbes saon. On Eich annern aach!" Er schaute rundum. Und dann fuhr er fort, ganz flüssig, als hätte er es auswendig gelernt: „Dän Josef wierd mit der Zeit 'ne Lump. Mer därf dat net leiden. Et es dat Aanzigste, hän krieht en Frau. En ordentlich Mensch, dat hän in Räsong hält. Ech kennen ein'. Arm is se, äwer se

es en ordentlich Mädche. Et es die Luzia, die beim Müller unnen am Sammetbaach dient. Ech haon als met'r geredt. Se duht et. On dat —" er zog immer mit der gleichen feierlichen Miene aus der Tasche ein Lederbeutelchen und setzte es so fest auf den Tisch, daß man die Geldstücke darin klappern hörte mit silbernem Klang — „dat gäwen ech ihr als Heiraodsgut!"

War der Toni verrückt? Bauer Jakob Kammerer sprang von der Bank auf: nein, das litt er nicht, unter keinen Umständen, daß der Bruder sein bißchen Erspartes also vertat!

Aber der Toni blieb fest, ein hartnäckiger Wille sprach aus dem ruhigen Blick seiner Augen, aus der ein wenig gekniffenen, schmalen Linie des Mundes: das schenkte er dem jungen Paar. Und was gaben nun die andern dazu?! Fragend sah er der Reihe nach die Dorfältesten an. Er hob wie bittend die Hände: „Gewt'm en Frau! Helft'm derzu! Ech haon et bedaach on bedaach so manniche Naacht: et es dat Aanzigste, hän krieht en brav Frau!"

Es war komisch, daß der griesgrämige Junggeselle so warm fürs Heiraten sprach. Und doch lachte kein Mensch. In des Toni Augen war ein Glanz gekommen; ihm, dem Wortkargen flossen die Worte, strömten dahin wie ein Bach, der sich vom Eise befreit hat.

Ortsvorsteher Deines sah nachdenklich drein:

hm, ja, dem Toni schien die Sache wirklich am Herzen zu liegen. Und recht hatte er: sicherlich war es das beste, man spannte den Josef ins Ehejoch. —

Die Luzia, die seit sieben Jahren beim Müller diente, war herzlich froh. Immer und immer bei fremden Leuten sein — sie war eine Waise und kannte kein eigenes Heim — fällt auf die Dauer doch schwer. Ihr sanftes Gesicht hatte sich tief gerötet, als der Toni sie angesprochen hatte vom Nachbargrund her. Die Wiese stand üppig, sie schnitt den Klee für die Geißen heraus. Er hatte sonst niemals mit ihr geredet, ihr nur stumm zugenickt, sie aber hatte allzeit höflich gesagt: „Boschur, Hähr Kammerer!“ Doch er hatte ihre Arbeit beobachtet: ein fleißiges Frauenzimmer! Vorm Bücken scheute die Luzia sich nicht, nie hatte er sie lässig gefunden; und still-freundlich war sie. Er hörte sich heimlich um: rechtschaffen auch — das war wohl eine, mit der es glücken konnte! — —

Der Toni stand hinten in der Kirche, hinter dem Vorsprung des Beichtstuhls versteckt, als die beiden getraut wurden. Der Kranz und der Schleier zierten die Luzia freilich nicht mehr, die hatte der Josef ihr schon verscherzt, aber sie war doch eine Braut, an der man sein Wohlgefallen haben konnte.

Als der Priester sprach: „Siehe, also wird gesegnet jedermann, der den Herrn fürchtet,“ nickte

der hinterm Beichtstuhl Verborgene mehrmals hintereinander, ganz überzeugt. Und dann faltete er seine Hände fest in einer fröhlichen Zuversicht: nun würde es gut werden mit dem Josef! Besseres konnte man für den Josef ja gar nicht tun! —

* * *

Der Toni Kammerer schien auf seine alten Tage noch ein Weiberfreund geworden zu sein. Sie neckten ihn: hatte er auf die Luzia ein Auge geworfen? Man sah ihn öfters hinter das Dorf herausgehen, wo auf einem Stückchen Feld das winzige Häuschen stand, ein früheres Hirtenhaus, das die Gemeinde dem Josef bei seiner Verheiratung eingeräumt hatte. Nur eine geringe Miete sollte er zahlen — ein paar Groschen — nur eine Miete dem Namen nach, damit er nicht wie ein Armenhäusler hauste. Das hätte die Luzia auch nicht getan; arm war sie, aber sie hatte ihren Stolz. Der Toni sah auch mit einer heimlichen Genugtuung, wie sie schaffte.

Ins Haus hinein ging er nicht, aber er strich um dasselbe herum wie ein spähender Verliebter, und hörte er drinnen eine Frauenstimme, die mit freundlichem Klang ‚Josef' rief und antwortete dann ein vergnügtes Pfeifen, so faltete sich sein Ledergesicht zu einer Art von Schmunzeln. Und mit Schmunzeln sah er auch, wie die jungen Ehe-

leute mit einander ihr Äckerchen bestellten. Die Luzia schaffte vor, der Josef schaffte nach.

Die Miete wurde bezahlt. Es war, als ob unter der Frau Händen alles gediehe; sie hatten Kartoffeln genug und was sie an Korn gebrauchten fürs Brot. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Luzia half ihrem Müller aus; beim Heuen sah der Toni sie wieder drüben auf der Nachbarwiese, und er wunderte sich, daß sie mit der schweren Heugabel noch so hantierte. Sie war ganz allein beim Gespann, hoch mußte sie den Arm beim Aufstaken recken.

„Wie gieht et eweil, hä?“ rief er sie an.

Da kehrte sie ihm einen Augenblick ihr heißes Antlitz zu, auf dem die Anstrengung eine tiefe Falte über der Nasenwurzel eingegraben hatte und Schweißtropfen über die Wangen rinnen ließ. „Et muß gud giehn!“ Und sie schaffte gleich weiter.

Die Wangen waren schmäler geworden, der Mund in die Breite gezogen, die Augen matt. Es war nicht recht vom Josef, daß er sie jetzt noch so schwere Arbeit schaffen ließ! Der Toni schüttelte den Kopf. Und dann, seine Heugabel aufsetzend wie einen Sprungstock, schwang er sich über den breiten Graben, der die beiden Wiesenstücke trennte. Mit der Kraft eines Jugendlichen kam er ihr zu Hilfe. Sie hatte ihm einen verwunderten Blick zu-

geworfen, erst abwehren wollen: „Nä, nä, ech kriehn et schuns allein färdig,“ aber als er sich nicht daran kehrte, sondern wie mit einer Art von Wut in das duftende Heu am Boden stach, es auf den Karren warf in hohem Schwung, litt sie es schweigend. Das schaffte doch anders, als wenn sie allein hier war.

Schon gab es nichts mehr aufzuladen. Mit der Rückseite der Linken sich die Schweißperlen von der geröteten Stirn wischend, reichte Luzia dem Toni ihre Rechte: „Merci, Ihr seid esu gud,“ zog sich dann das verrutschte Kopftuch wieder tiefer ins Gesicht, raffte einen Stecken auf und trieb ihre Ochsen an.

Er sah ihr stirnrunzelnd nach, wie sie vor den Tieren herschritt, sie rechts und links leitend mit ihrem Stecken, ihr ‚Hott‘ und ‚Hahr‘ rufend wie ein Mann. — — — — —

Es war abgeerntet, als der Scheidweiler Josef einen Sohn bekam. Der Toni atmete auf, als er's zu hören kriegte: ein Glück! Söhne schlagen ja nach der Mutter! Aber gleich darauf seufzte er und sein Gesicht verfinsterte sich in einem tief-verdrossenen Erinnern: aber nicht immer ist die Mutter danach.

Im Dorfe zeigte sich eine allgemeine Teilnahme für die junge Frau, sie hatte es schwer gehabt bei der Geburt. Sie hatte nicht Zeit gehabt, vorher nach Clausen bitten zu gehen, sie war im Tagelohn gewesen bis auf den letzten Tag. Ihr Jammern

war zu hören bis in die Dorfhäuser. Und recht schwach lag sie jetzt da, ein winziges Kindchen neben sich.

Der Josef lärmte im Wirtshaus. Der und jener hatte ihm etwas zugesteckt für die Frau, das vertrank er jetzt: die Luzia brauchte ja nichts, nach der sahen die Weiber. Am dritten Tag sollte Taufe sein, er besorgte schon vorher das Begießen. — —

Mariengarn spann sich betaut über die Stoppelflur, die Sonne hatte schon etwas vom Scheiden im Blick, als der Toni der Hütte am Kartoffeläckerchen zuschlich. Es ging auf den Abend, der Josef saß noch im Wirtshaus, da konnte er ungesehen bei der jungen Mutter eintreten.

Die äußere Tür war nur angelehnt, er schlich hinein auf den Zehen. Die Hütte hatte nur wenig Gelaß, von außen kam man gleich in die Küche, und aus der fensterlosen Küche führte ein Türchen in die Stube hinein. Still war es, nur Fliegen summten, und man hörte das zarte Atmen des Kindchens an der Mutter Brust.

Luzia schlief nicht. Mit weiten Augen sah sie den Toni an. Sie erkannte ihn zuerst nicht im Dämmerschein, aber dann lächelte sie: „Ihr seid et, Ihr?!" und streckte ihm erfreut die Hand entgegen.

Er setzte sich auf den Schemel, der an ihrem Bett stand, aber er wagte es nur, sich auf ein

Eckchen zu setzen. Er fühlte eine heilige Scheu vor Mutter und Kind.

„Dat is äwer scheen, dat Ihr mech besuchen kommt!" Sie zog ihn schwach näher zu sich heran. „Wißt, diesen Momang haon ech an Eich gedaach!"

Er wußte nicht, was er sagen sollte, und er hätte ihr doch so gern gesagt, daß sie von ihm getrost eine Beisteuer annehmen könne für den Jungen, und daß der schon erzogen werden sollte, wie sich's gehört.

„Dat Köndche is lief, gäl?" Die Mutter nahm, immer noch lächelnd, das Kind von der Brust und hielt es dem Toni hin. „Kucktelhei, kuckt!"

Der Junggeselle wand sich verlegen, er traute sich nicht das Bündel anzufassen, und doch hätte er's gern getan. Aber das fühlte er, die Mutter erwartete es, er mußte ihr etwas Freundliches sagen; und so stieß er denn verzweifelt heraus: „En gruß Könd, en ärg gruß Könd," und lachte dumm vor lauter Beklommenheit.

Sie lachte auch: nein, groß war das Kind nicht! Das verstand er nicht; aber es konnte ja noch groß werden! Liebevoll steckte sie den Zeigefinger ihrer breiten Arbeitshand in das winzige, zu einem ganz kleinen Fäustchen geballte Puppenhändchen.

„Wie soll et dann heißen?"

„Ach je," — die Frau griff wieder nach des Toni

Hand und hielt sie fest — „dat es et jao grad, waorum ech vorhin su an Eich gedaach haon! Ihr seid alleweil esu gud zu mir“ — ihre Stimme fing an ein klein wenig zu zittern — „ech maanen, ech wären undankbaor, wann ech dem Jong net Eiren Naomen — nä, nä!“ Sie machte rasch eine beruhigende Handbewegung, als er unwillkürlich zusammenzuckte. „Nä, Ihr sollt net in der Kirch Gevatter stiehn, Ihr sollt mer aach neist schenken für dat Jüngelche! Awer wann Ihr net dawidder seid“ — ihre Stimme wurde leise, ganz verschämt — „‚Toni‘ möchten ech hän esu arg gären rufen!“

Er nickte nur. Mehrmals hintereinander; nickte, nickte. Sprechen konnte er noch weniger als zuvor; die Kehle war viel zu eng für das, was sein Herz füllte.

„Es et Eich net aangenehm?“ Sie war ängstlich in ihrer Bescheidenheit und aufgeregt in ihrer Schwäche: warum sagte er denn nichts?

Da drückte er ihr fest die Hand. Und dieser feste Druck mußte für sie genug des Beruhigenden haben, denn sie seufzte tief auf, lächelte ihn an und legte dann den Kopf zurück aufs Kissen. Sie war noch sehr müde.

Toni wagte es nicht, seine Hand, die sie noch immer hielt, aus der ihren zu ziehen. Er beugte sich vorsichtig über sie: schlief sie? Aber er konnte es nicht sehen. Die Dämmerung war in Nacht über-

gegangen, ganz dunkel war es. Wenn doch bald einer käme, ihn hier erlöste! Er fühlte sich unendlich unbehaglich und doch auch wieder wohl. Noch nie hatte er so an einem Bett gesessen, noch nie sich so zugehörig gefühlt. Und eine ungeheuere Verantwortung wuchs plötzlich aus dem Dunkel vor ihm herauf, reckte, streckte sich mit Krallen und Zähnen, daß er erschrak, und wälzte sich ihm auf die Seele. Unabschüttelbar schwer.

Lange saß er so, die Frau schlief sanft. Er hatte Muße genug zum Denken; und er dachte auch viel. Aber es war ein verwirrtes Denken; ein dumpfes Regen war in ihm, ein Ringen von Liebe und Widerwillen, von Neigung und Abneigung.

Der Mond war aufgezogen und warf einen ersten Schein ins Dunkel der Stube. Der Toni sah ganz bleich aus in diesem Licht. Ihn fröstelte. Plötzlich wurde es ihm siedend heiß — da, jetzt kam endlich der Josef heim!

Draußen tappte ein Schritt. Ein Schritt, wie ein Angetrunkener ihn geht: unsicher, schlorrend, überall anstoßend. Jetzt polterte es in die Küche herein; jetzt fluchte es. Jetzt krachte etwas zu Boden, ein Schemel stürzte um, ein Geschirr zerklapperte.

Die Wöchnerin fuhr erschrocken aus ihrem Schlaf. Toni hörte sie noch tief aufseufzen, dann war er auch schon in der Küche.

Es war dem Josef gelungen, einen Kerzenstumpf anzuzünden, damit fuhr er dem Toni immer vor der Nase herum. Aber er war nicht im mindesten erstaunt, einen Fremden zur Nachtzeit in seinem Hause zu finden, er war viel zu betrunken dazu. Er suchte ein Glas, immerwährend ein Glas und eine Flasche. Und dabei pfiff er so durchdringend grell, daß der Säugling in der Stube aufschrie, und die schwache Frau ängstlich rief: „Josef, Josef?!"

„Biste still!" Toni legte dem Trunkenen die Hand auf den Mund und stieß ihn auf einen Schemel. „Bleiw lao sitzen, rühr dech net, dau erschreckst jao dein Frau!"

Aber das war dem Josef ganz einerlei. Er fing ein sinnloses Lachen an, und dann begann er zu prahlen: die Frau — seine Frau?! Ha, die war das gewohnt, die wagte nicht, ‚Muck' zu sagen. Die sollte sich unterstehen, sich zu erschrecken! Aufstehen sollte sie gleich, ihm ins Bett helfen! Er schrie laut nach ihr: „Luzia! Luzia!" Und als sie nicht kam, fing er an zu schimpfen: „Dau verdammt Fraumensch, kommste gleich heihin?!"

Aus der Stube tönte ein Laut — schluchzte die Frau? Fast wollte das den Toni bedünken. Ein heftiger Zorn wallte in ihm auf, heftiger noch als der, den er damals zur Fastnacht verspürt. Aber heute schlug er nicht drein. Er setzte die Zähne fest

auseinander, seine Hände faßten zu, aber nicht mit Gewalt; ganz schonsam packten sie den Betrunkenen an und trugen ihn zur Küche heraus und hinten ins Höfchen, wo der Ziegenstall stand, und legten ihn da nieder aufs Stroh.

Dann versperrte Toni das Türchen mit dem Riegel und stand lauschend davor: würde der Josef drinnen noch poltern? Aber der polterte nicht. Keine fünf Minuten, und man hörte sein tiefes Schnarchen. Da schlich sich der Toni ins Häuschen zurück mit fliegendem Atem und lauschte dort an der Stubentür.

Er hörte die Frau beten:

‚Du Krone der Jungfrauen,
Du Mutter der Unschuldigen,
Behüte du uns!‘

* * *

Wenn man den kleinen Toni, der in den ersten Hosen lief, fragte: „Wuh is dein Pappa?“ dann streckte der Knabe das Ärmchen aus. Er zeigte in jene Fernen, die weit, weit hinter der letzten Welle des Hochlandes blauen: „Lao is hän!“

Der Josef war fort. Was dem Gemeinderat mit all seiner Überlegung nicht gelungen war, das hatte das Weib zuwege gebracht ohne Zutun; ihre Bravheit hatte dem Josef das Dorf nicht mehr

genehm gemacht. Der Toni Kammerer hatte das freilich anders gemeint, er hatte grade gehofft, durch die Bravheit den Josef zu halten. —

Des Josef Sohn war ein liebes Kind. Wenn niemand es sah, dann raffte der Toni wohl den Kleinen auf, hob ihn hoch auf die Schulter, ließ ihn da reiten, und es zog wie Lachen über sein Gesicht, wenn das Kind recht laut jauchzte.

Der Scheidweiler Josef war schon an die zwei Jahr fort, es war friedliche Zeit. Die Luzia brachte sich ehrlich durch, sie verdiente genug für sich und das Kind, und ob sie auch oftmals weinte, wenn jemand auf den Josef zu sprechen kam, so wußte man doch nicht, ob sie darum weinte, weil er nicht mehr bei ihr war, oder vielmehr weil sie sich erinnerte an böse Stunden mit ihm.

Man hörte vom Josef nichts, gar nichts mehr. Er war einst entwichen über Nacht, die Luzia wußte sich keinen äußeren Grund; als sie ihn noch im Wirtshaus wähnte, war er schon fort — aber konnte er nicht einmal auch ebenso schnell über Nacht wiederkehren?! Wenn der alte Mann in dem Winkel neben dem Pferdestall dieses träumte, dann gehabte sein Herz sich wunderlich. Das klopfte dann hart, schlug zum Ängstigen schnell; er bekam Atemnot.

Der Toni vom Kammererhof war gealtert. Lange schon war sein Haar an den Schläfen grau

gewesen, nun wurde es weiß, und die Bartstoppeln auf seinem hageren Gesicht, die wie Borsten standen, wurden auch weiß.

„Grußvadder!“ rief der kleine Toni, wenn er den alten Mann sah. Und lief ihm nach und suchte ihn am Rockschoß zu fassen, wenn er so schnell enteilte, als sei er auf der Flucht, und lachte mit einem Schelmengesicht: „Grußvadder, Grußvadder!“

Hatten andere Leute dem Kind das gesagt?! Argwöhnisch sah Toni sich um, und dann fuhr er unsanft den Knaben an und hieß ihn sofort das Maul halten. Was fiel dem Buben ein, ihn Großvater zu rufen?! Und doch gönnte er es den anderen nicht, die der kleine Toni auch Großvater rief. Alle Männer mit grauem Kopf nannte das Jüngelchen so.

Sie waren alle alt geworden zu Scheidweiler, sie, in deren Blut sich einst etwas gerührt hatte, wenn sie der Anna Buben, den schönen Josef, über die Gasse schlendern sahen. Das war nun schon so viele Jahre her, jetzt wußten sie nichts mehr davon. Es regte sie auch nicht mehr im geringsten auf, als es eines Morgens hieß: der Mann der Luzia ist wieder da! Per Schub war er gebracht worden vom Gendarm der nächsten Bürgermeisterei.

Der Toni hörte es bei der Mittagssuppe. Der Noldes brachte die Nachricht vom Frühschoppen aus

dem Wirtshaus mit. Da legte der Toni den Löffel hin, wischte sein Messer — ein starkes Messer, das auch härtestes Holz durchschnitt — an der Hose ab, klappte es zu und steckte es in die Tasche. Er konnte nichts weiter essen mehr. Der Josef war wieder da — der Josef!

Aber er traute sich nicht hin in die Hütte hinter dem Dorf; er blieb fern.

Doch in der Nacht, in der er unruhig schlief, sah er sich im Traum bei der Luzia eintreten, sah sie erschrocken in einen Winkel sich drücken, das Kind am Rock. Sah, wie sie abwehrend beide Hände erhob, hörte, wie der Kleine, erschreckt, hell aufkreischte: „Grußvadder! Grußvadder!"

Hatte das wirklich jemand gerufen? Oder war es nur Traum?! Zitternd fuhr der Toni aus seinem Bett. Nein, es war Wirklichkeit, ein Stimmchen rief!

Vor dem Fensterchen, das hinaus auf den sumpfigen Anger sah, auf dem tagsüber die Schweine Ampfer und Lattich weideten, stand der kleine Toni. Sein Gesicht schimmerte ganz weiß im Mondenschein, weiß schimmerte sein kleines Hemd; notdürftig nur war er angezogen, die Füßchen waren bloß. Jetzt weinte er laut: „Grußvadder, Grußvadder!"

Jesus, was wollte das Kind hier? Noch war es ja Nacht! Der Toni fuhr in seine Hose, sprang

auf den Anger zum Fenster hinaus; er fragte gar nichts, er hob den Knaben auf seinen Arm, er machte riesige Schritte. Wie ein fliegender Schatten glitt er im Mondlicht dahin — weiß lag die Welt — größer als sie in Wirklichkeit war, hob sich aus blendender Helle die dunkle Gestalt ab.

An dem Halse des Mannes wimmerte das Kind: „Hän is esu bös, esu bös — mein Mamma, mein arme Mamma! Grußvadder, Grußvadder!"

Da fragte der Toni nicht: ‚Wer ist so bös?' Ängstlich preßte er des Kindes Körper an sich. Er fühlte sich plötzlich ganz elend-schwach, die leichte Last drohte ihm zu entgleiten, seine Arme hatten auf einmal nicht Kraft mehr. Die Nacht raunte ihm mit Grauen ins Ohr: ‚Der Josef, der Josef!' Es wälzte sich etwas auf seine Seele, das hatte Zentnerlast. Und dieses Gewicht drückte ihm Leib und Seele zusammen, daß sie ächzten in Ohnmacht und Kläglichkeit. Er, der immer noch Kraft gehabt hatte und Widerstand — ein zähes Holz — jetzt war er gebrochen. Ein morscher Stamm, an dessen Wurzel die Axt schon gelegt war.

Die Hütte, die sie erreichten, lag totenstill, man hörte keinen Zank. Aber ein Lämpchen brannte trüb, und in der Küche saß die Luzia am Boden, wie niedergesunken vor Scham und Schmerz.

„Wuh is dän Josef?"

Sie hob, auf die Stubentür weisend, die Hand,

zu elend, um zu sprechen. Für Klagen war ihr Jammer zu groß.

Der Toni schritt zur Stubentür, die Diele ächzte unter seinem Tritt. Er trat ein, er zog die Tür wieder hinter sich zu. Er mußte allein sein mit sich und dem Josef. Ein Licht flackerte.

Auf dem Bett lag eine Gestalt, in der er den Josef nicht gleich erkannte; er hätte ihn auch bei hellerem Licht wohl kaum mehr erkannt. Aber die Stimme war es — ja, das war des Josef Stimme! — wenn sie auch heiser erklang aus einer vom vielen Branntwein verengten Kehle.

„Wer is da?“ lallte der Mensch. „Maacht Euch ab, oder ich treten Euch die Kaldaunen ein!“

Verwirrt blieb der Alte mit offenem Mund, ganz blöde stand er bewegungslos so.

„Sperrt Euer Maul zu,“ schrie der auf dem Bett mit rohem Ton. Und dann schimpfte er: „Hat die Kalle 's Maul nich gehalten? Wen hetzt se mir denn da uf'n Hals?! Wart, Kanaille, wenn ich wieder rauskommen!“ Er fuchtelte mit beiden Fäusten. „Ich schlagen se kaputt. Ich schlagen se mausdud, un wenn se mich auch widder einlochen drum!“

„Ech sein kein Schandarm!“ Der Toni sagte es zitternd.

Der Mensch richtete sich ein wenig auf dem Ellbogen auf, argwöhnisch starrte er für ein paar

Augenblicke den Alten an. Nun schien er ihn zu erkennen, mit einem beruhigten: „Ah, Ihr seit et," fiel er schwer wieder auf das Bett zurück.

„Wuh kömmste här?" Der Toni sagte es leise. Es war eine Angst und ein Vorwurf in seinem Ton; aber die Angst war größer, sie war es, die ihm den Ton kaum aus der Kehle ließ.

„Wat geht et Euch an?" brummte verdrossen der Mensch. Aber dann schien doch ein Mitteilungsbedürfnis über ihn gekommen zu sein, eine Art von Prahlsucht. „Ech kommen här, wo die Schnorrer loschieren, wo die Schinnägler[1]) Erde karren, wo die jungen Raben[2]) dat Singen lernen!" Er schlug mit der Faust dreimal gegen die Wand, an der das Bett stand. Mörtel- und Kalkstaub lösten sich, mit unheimlichem Knistern rieselte es nieder hinter das Bett, ein Krach folgte — das Marienbild war vom Nagel gehüpft, es klirrte in Scherben.

Das Marienbild wollte ihn nicht mehr sehen, die Heilige hatte sich von ihm gekehrt! Ein plötzliches Entsetzen erschütterte den Alten, er versuchte seine bebenden Hände zu falten, aber er konnte es nicht. Hier half auch kein Beten mehr! Mit weit aufgerissenen Augen hörte er zu, was der — der Mensch da weiter sprach.

„Zu Brauweiler steht en stattlich Haus, da is

[1]) Arbeitshäusler. [2]) junge Gauner.

mer ganz gut drin aufgehoben, wann mer kein anner Dach mehr überm Kopp hat. Da lernt mer Stricken un Weben un Stühl flechten, un" — der Mensch lachte, daß es den Toni kalt überlief — „un noch manch anneres lernt mer da. Von Brauweiler nach Siegburg is et net mieh weit, nur e i n Sprung, un mer sitzt hoch in der Burg[1]) da."

„Dau has — dau has — im Kaschott gesäß?" Der Toni stotterte mit gelähmter Zunge.

Der Mensch lachte wiederum frech und gähnte dann gleichgültig. „Laßt mich in Ruh!"

„Jesses Maria! Josef, Josef, ech bitten dich!" Der Toni hob flehend die Hände. Seine ganze Seele schien ins Auge getreten, in die grauende Dämmerung hinein bohrten sich seine Blicke. Er sah, sah, sah — eine furchtbare Zukunft tat sich vor ihm auf. War das die Zukunft des Josef?! Ein rauhes Aufschluchzen hob seine Brust.

Er trat einen Schritt näher zum Bett heran. Der Mond schien nicht mehr, er war untergegangen, ein bleich-trübes Morgenlicht legte einen schmutzigen Schimmer über das verwüstete Männergesicht. In grauen Büscheln stand das Haar struppig vom Kopf ab, die Mundwinkel waren schlaff heruntergezogen — ein böses Maul. Jetzt lachte der Mensch nicht mehr, er sah müde aus, ver-

---

[1]) Zuchthaus.

fallen und abgehetzt, wie gesunken von Stufe zu Stufe. Seine Füße waren mit Lumpen umwickelt — die waren wohl wund?!

Ein ungeheueres Mitleid wurde im Toni wach: wer wollte, wer durfte hier rechten? Oh nein, er rechtete ja nicht! Hätte der Anna Sohn einen Vater gehabt — einen Vater anstatt der vielen — er läge jetzt so nicht hier! Der Toni barg das Gesicht in den Händen. Durch seinen Kopf wirrte es, lauter angstvolle, verzweifelt fragende Gedanken: ein Vater, ein Vater, was würde der jetzt wohl tun?!

Die Kniee knickten ihm ein. Wie ein Blatt am Baum, das bald fallen wird, das wehrlos zittert unterm Windesstoß, so zitterte der alte Mann. Er kniete am Bett mit verhülltem Gesicht, niedergeworfen vom Gefühl der Verantwortung, niedergebrochen von einem Schmerz, wie nur ein Vater ihn fühlen kann.

Der Josef kehrte sich an den Alten nicht mehr, er blies durch die Nase, er brummte gähnend: „Ruh jetzt! Kotzdonner!"

Eine Weile blieb es ganz still, man hörte nur nebenan das Weib leise weinen und das Kindchen sprechen, das sich die Mutter zu trösten mühte.

Der Toni hielt immer noch das Gesicht in den Händen. Was er alles dachte, wußte er selber nicht. Sein ganzes Leben schoß blitzgeschwind an ihm vor-

bei — der Tod war ihm nicht fern mehr — er überdachte noch einmal alles. Und wie der Ertrinkende im letzten Augenblick blindlings nach Rettung hascht, so tastete auch seine Seele verzweifelt umher und fand einen Halt. Einen starken Halt — das war die Liebe.

Und die Liebe sah in das schreckliche Gesicht auf dem Bette da, sah, was auf jener Stirn noch verderblich drohte, was in jenen Mundwinkeln noch gefährlich lauerte.

Der Toni hatte die Hände sinken lassen, nun sah er klar: noch sah er die struppigen Haarbüschel auf des Josef Kopf, aber nicht lange mehr, und sie schoren ihn kahl, so kahl wie die Zuchthäusler es sind. Und das Zeichen wurde ihm eingebrannt. Er saß hinter Eisenstäben hoch auf dem Berg.

Ein Schauder rüttelte den Alten: nein, nein, das durfte nie sein!

Er erhob sich von den Knieen. Seine Hand griff wie suchend umher — leere Luft — Schemel — Bett. Die Gestalt auf dem Bett, schlafend lang ausgestreckt. Da war die Kehle — da war die Brust! Hier schlug das Herz!

Der Greis zitterte jetzt auf einmal nicht mehr. All seine Kraft war ihm wiedergekehrt. Es mußte sein! Er setzte die Zähne aufeinander.

Einen Augenblick des zögernden Überlegens noch, dann fuhr seine Hand in die Tasche. Und

sie zog das Messer bedachtsam heraus — ein starkes Messer, das härteste Holz durchschneidet — und die Hand senkte es langsam, langsam und doch mit kräftigem Stoß dort hinein, wo das Herz des Scheidweiler Josef schlug.

Und wie damals, hinter dem Beichtstuhl in der Kirche, stand der Toni Kammerer jetzt. Beruhigung glättete seine Stirn. Eine heilige Zuversicht machte sie klar und frei. Besseres konnte der Vater nicht für den Josef tun. Dies war das Beste!

Mutter Clara

Am Fuß der Burg stand das Mädchen und blickte nach oben. Wenn es nun diesen hohen Berg noch hinauf war, auf dem die Sonne jetzt brannte, dann fand es vielleicht ein Ruheplätzchen. Sicher. Die Veronika, die da oben wirtschaftete bei dem Herrn von der Fabrik, der so viel Geld hatte, daß er sich das alte Gemäuer hatte ausbauen lassen zu einem schönen Schlößchen, die würde ihre Schwester doch nicht fortgehen heißen!

Die Ermattete schöpfte von neuem Mut. Vom weißen Kapellchen, das friedlich am Hange lehnte, bimmelte es fromm, und ganz unten am Wasser, aus der Fabrik mit dem großen Schornstein, schrillte die Dampfpfeife. War es schon Mittag?! Die Anna aus Driesch war fast erschrocken: so lange hatte sie bis hierher gebraucht? Freilich, der Weg war weit, aber vor allem, sie hatte so langsam gehen müssen; wie eine ungeheuere Last fühlte sie ihren Leib. Das, was ihr eigentlich am meisten hätte schwer sein sollen, das Herz, das fühlte die Anna nicht so. Sie hatte schon zu viel darum anhören müssen, daß sie so dumm gewesen war, sich mit einem, der nun weg war auf Nimmerwieder-

sehen, einem von den fremden Straßenarbeitern, einzulassen, anstatt mit einem aus dem Dorf, bei dem doch an ein Heiraten zu denken gewesen wäre, daß sie sich aus dem, was gestern abend gewesen war, nicht so viel machte. Mochte der Vater sie mit Fäusten bearbeiten, die Mutter jammern und schimpfen!

Beim Morgengrauen war sie aus dem Hause gegangen. Wohin, das machte sie sich nicht recht klar; sie wollte eben fort. Erst unterwegs, als ihr das Gehen so bitter sauer wurde, hatte sie sich's überlegt, daß sie zur Schwester wollte; die war älter, war klüger, verdiente viel Lohn, die würde ihr schon einen Rat wissen. Dabei gab sie sich zufrieden. Und sie dachte nur, daß es doch sehr beschwerlich sei, so weit zu laufen, guckte geradeaus und wischte sich ab und zu mit dem umgedrehten Zipfel ihres Rockes den Schweiß ab. Die Sonne des schattenlosen Plateaus hatte ihr auf den unbedeckten Kopf gebrannt, daß sie ganz duselig wurde; jetzt dachte sie nicht mehr, wie schwer ihr das Laufen fiel, sie fühlte nichts mehr, sie trottete nur, trottete, trottete immer weiter über die harte Chaussee, auf der ihre Nägelschuhe ein dröhnendes Geräusch machten.

So war sie bis hierhin gekommen.

Als sie das Mittagläuten jetzt hörte, erwachte aber plötzlich das Gefühl des Hungers in ihr. Neiderfüllt sah sie von oben herunter auf die Arbeiter

und Arbeiterinnen, die aus dem Tor der Fabrik strömten. Die kriegten nun Essen! Mit einem Ächzen sperrte sie den Mund auf, es schnitt ihr etwas durch den ganzen Leib. War das der Hunger? Alle Kräfte zusammennehmend, schritt sie rascher den steilen Weg hinan — oben würde die Veronika jetzt auch gerade das Essen auf den Tisch stellen.

Die Fabrikarbeiter sahen mit Lachen zu der einsam der Höhe zustrebenden, weithin sichtbaren Gestalt hinauf: was rannte die Frauensperson denn so, die sollte auch lieber langsam gehen! Sie riefen ihr etwas zu, aber die Eilende verstand es nicht. Von der Anstrengung hatte sie ein Summen und Sausen vor den Ohren. Ihr Kopf war so rot und heiß, als sollte er springen. Sie fühlte ganz deutlich neben ihren Herzschlägen noch andere Herzschläge. Aber essen, essen und dann ausruhen, alles andere war ihr jetzt gleichgültig. —

Die Burg ist nicht so rasch zu ersteigen, wie eine steile Pyramide steigt ihr Weinberg aus dem grünen Wiesental; ist man oben, hat man einen weiten Blick über Höhen und Tiefen, über Waldberge und Bachtäler.

Die Anna sah sich nicht um, sie schenkte auch der verlassenen Heimat kaum einen Blick — da ganz fern, da, wo es so blau war, lag Driesch. Sie war sehr erschöpft. Ihre Stimme war heiser, ihre Augen umflort, als sie einen alten Mann, der über

den Burghof schlorrte, nach der Veronika fragte. Er zeigte ihr die Küche. Heiß schlug ihr die Glut des Kochherdes entgegen, aber sie trat ein wie in ein erquickendes Paradies. Sie stieß einen Seufzer der Erlösung aus; sie konnte nicht mehr. — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Es war eine Stunde nach Mittagläuten gewesen, als die Anna heraufgekommen war, eine Stunde vor Vesperläuten ging sie schon wieder hinab. Die Veronika hatte sie nicht oben behalten, sie hatte der Schwester zu essen gegeben, aber dann hatte sie gedrängt: „Maach, maach, haalt dich derzu, dat dau erunner kömmst, lao unnen bei die Nönncher! Lao kloppste an für dies Naacht. On morjen michste nao Koblenz; lao giehste im Klinick!" Und hatte ihr noch ein paar Mark geschenkt für die Bahnfahrt, denn die Anna hatte nichts, gar nichts, auch nicht einen Groschen.

Langsam schritt das Mädchen den steilen Weg wieder abwärts: was waren für viele Löcher darin und so viel Steine! Es fühlte Weh bei jedem Tritt; schmerzhaft preßten sich seine Lippen zusammen, stoßweise murmelte es die Weisung: ‚Bei die Nönncher — lao unnen — bei die Nönncher!' Ach, wenn sie das Haus der Nonnen nur erst erreicht hätte! Da — da war es! Ihre Augen stierten. Da unten, nicht weit von der Fabrik! Dahin, dahin!

Eine ungeheuere Angst erhob sich plötzlich in der

Verlassenen. Bis zur Stunde hatte sie keine Angst verspürt, aber jetzt, da ihr wankender Fuß an einen Stein stieß, so daß sie stolperte, der Stein davonkollerte und sie tiefer und heftiger abwärts trat, durchfuhr sie ein jäher, atemraubender Schrecken. Mühsam nur schleppte sie sich noch weiter, Schritt für Schritt; wie mit Riesengewicht hing etwas an ihr, ihre Sohlen schlorrten über felsigen Boden, sie ging wie betrunken. Ein Ächzen entrang sich ihren weißgewordenen Lippen. Das Haus der Nonnen wurde größer und größer — nun war sie schon nahe — es schwankte vor ihren Blicken. Sie stieß einen sehnsüchtigen Hilferuf aus: Jesus Maria, kam sie noch bis hin?!

Hundert Schritte von der Tür brach sie zusammen, sie fiel in die Kniee; und dann kroch sie auf allen Vieren ein wenig seitab vom Wege in den Straßengraben. — — —

Die Vesperglocke läutete. Es war Feierabend. Arbeiter und Arbeiterinnen strömten aus der Fabrik; sie hatten es eilig, fortzukommen, die Männer auf ihr Stückchen Acker, die Frauen zu ihren Kindern, die Mädchen zu ihren Schätzen. Schnell zerstreuten sie sich nach allen Seiten.

Aber die Halbwüchsigen, die eben aus der Schule Entlassenen, die seit Ostern erst in die Fabrik gingen, sammelten sich am Straßengraben. Was war denn da zu sehen?! Neugierig gafften sie. Sie

pufften sich, um vorne hinzukommen. Da lag eine drin!

Die Hälse reckten sich. Und wie die aussah! Ein fremdes Frauenzimmer. War sie betrunken? Krank? Jetzt wimmerte sie.

„Hau!“ Die gaffende Schar kreischte laut auf. Die zu hinterst standen, drängten die Vorderen. Nein, krank war die nicht, aber —!

Die jungen Buben grinsten; die Mädchen blickten betroffen, aber auch sie wichen nicht, wie gebannt starrten sie.

Auf die Unglückliche im Graben nieder rieselte der Blütenschnee von Birnbäumen, aber die fallenden Blättchen vermochten es nicht, sie zuzudecken; preisgegeben allen Blicken lag sie da.

Die Häuser des Dorfes lagen weitab, nur das Haus der Vinzentinerinnen lag ganz in der Nähe, quer über die Straße. Aha, jetzt kam die Mutter Clara! Sie kam aus der Fabrik, da hatte sie ihre Fürsorge-Mädchen abgeholt, die beim Hanfzupfen und beim Seildrehen halfen.

Breit, mit ihren gebauschten Röcken und der faltigen Schürze, das gesteifte Leinen der mächtigen weißen Haube gleich Flügeln abstehend, kam sie daher. Wie eine Glucke. Ihr rundes Gesicht, das kein Fältchen zeigte, hatte eine Farbe wie reines Perlmutter. Die Mutter Clara sah hübsch aus trotz der entstellenden Flügelhaube, sie hatte ein sanftes

Lächeln. Als sie vorüberkam, rissen die Buben die Mützen ab; alle grüßten respektvoll.

Die aus der Fürsorge, die zu zwei und zwei dicht vor der Oberin herschritten, schielten verstohlen: was gab's da zu sehen?! Sie zupften sich dann heimlich, in ihren Augen funkelte etwas auf; gleich auf den ersten Blick hatten sie's weg, was mit der da war.

Nicht so die Nonne. Sie trat dicht an den Graben heran, ihr sanftes Gesicht wurde noch sanfter, mit Milde fragte sie: „Fehlt Euch was?"

Die Anna aus Driesch konnte nicht antworten, obgleich ihr das Gesicht in der weißen Haube wie ein Engelsantlitz erschien — oh, jetzt war ihr geholfen! Es hatte sie gerade gewaltig gepackt, sie mußte aufschreien, so laut, daß die Fürsorge-Mädchen ihren Schritt anhielten und die Gaffenden zurückwichen.

Auch die Nonne wich zurück. Ihr eben noch so freundlich-rundes Gesicht wurde schmäler, sie preßte die Lippen aufeinander, daß sie blutleer erschienen. Die Augen schlug sie nieder.

„Voran!" sagte sie und trieb die Schar ihrer Mädchen an, dem Hause zu. Daß nur keine zurücksah! Sie selbst sah auch nicht zurück.

Fast mit Hast strebte die Vinzentinerin ihrem Hause zu. Fest schloß sie die Tür hinter sich, sie drehte den Schlüssel herum. —

Die Ansammlung beim Graben lockte nun auch noch andere herbei, von der Fabrik her kamen ein paar Männer angeschlendert, vom Dorfe her ein paar. Sie stellten sich noch dazu. Die Männer hielten die Hände in den Hosentaschen.

Das Weib im Graben winselte wie ein Tier, die Augen der Zuschauer wurden immer größer und starrer. Und grausam war auch der Frühsommerabend, noch immer war er hell, noch immer senkte sich keine mitleidig verdeckende Dunkelheit.

Es war endlich die Leis, ein armes Weib, die Mutter von vierzehn Kindern, die jetzt des Weges kam von der Fabrik, als Letzte, weil sie nach Feierabend das Kontor noch zu scheuern hatte. Sie schrie auf: „Jesses, dat arm Dier! Schämt ihr euch dann net!“ Unsanft riß sie die Gaffer zurück, und dann rief sie: „Lauft, lauft bei den Hähr Schandarm, hän soll geschwind heihin kommen!“

Der Gendarm kam, ihm machten die wieder dichtgedrängten Zuschauer bereitwillig Platz. Aber auch er besah sich das Schauspiel und brummte dann etwas, das klang wie: „Wat sollen ich derbei maachen!“ Woher kam diese Weibsperson? Wohin wollte sie?

Er richtete verschiedene Fragen an sie, aber sie gab auf nichts mehr Bescheid.

Verteufelt, so eine Landstreicherin! Nichts wie

Ungelegenheiten hatte man davon, aber liegen lassen konnte man sie doch nicht im Graben!

„Maacht, et pressiert!“ drängte die Mutter der Vierzehn.

Da kam dem Gendarm ein guter Gedanke; er entschloß sich, über die Straße herüberzugehen und beim Haus der Nonnen anzuklopfen. Mutter Clara war eine vorzügliche Krankenpflegerin — wem alles hatte die nicht schon geholfen — überhaupt die Vinzentinerinnen, alle Achtung!

Die Schwester Eustachia machte ihm auf, sie hörte sein Anliegen und dann ging sie fort, um die Oberin zu rufen.

Aus der Tür des weißgetünchten Raumes, in dem sie eben ihre Suppe bekommen hatten, drängten die Fürsorge-Mädchen, machten lange Hälse und ihre Augen funkelten; sie waren sehr neugierig. Heimlich pufften sie sich und lachten: was hatte der für einen dicken roten Kopf!

Der von so vielen dreisten Augen Betrachtete murrte in sich hinein; laut wagte er es nicht im Haus der Nonnen zu schimpfen. Verdammte Mädels, die hatten es viel zu gut hier! Sein Kopf wurde noch immer röter, bis die Mutter Clara kam.

Sie hatte ihr gewöhnliches mildes Gesicht, mit einer einzigen Handbewegung scheuchte sie die Mädchen in die Tür zurück, und dann hörte sie an, was der Gendarm wollte.

Sie sollte die Person, die draußen im Graben lag, hier ins Haus nehmen? Nein, das ging nicht! Sie war ganz erstaunt, daß der Gendarm überhaupt auf dieses Ansinnen kam. Er mußte es doch wissen — „Gebärenden leisten wir keine Hilfe.“ Sie sagte das so gelassen, so selbstverständlich, daß der Gendarm ganz verlegen wurde dabei.

Freilich, er wußte das, aber er hatte gedacht — er stotterte und druckste an jedem Wort — seine Frau hatte neulich' auch ein Kind bekommen, es war hart für die Weiber — er hätte gedacht, in diesem Fall — eine Ausnahme vielleicht — weil es doch so pressierte!

Sie zuckte die Achseln und schüttelte verneinend den Kopf. Auf ihr klares Gesicht kam dabei kein Schatten, ihre Augen blickten so ruhig wie immer.

„Wir folgen unserer Regel!“ Und dabei neigte sie die Flügelhaube zum verabschiedenden Gruß und ging hinein zu ihren Mädchen, um mit denen die Abendandacht zu halten. Es war bald Zeit zum Insbettgehen.

Nun war der Gendarm so klug wie zuvor. Das hätte er sich ja eigentlich denken können: zu Geburten gingen die Nönnchen nicht. Aber was nun? Er kratzte sich den Kopf. Man würde die Weibsperson kaum mehr bis ins Dorf bringen können — wer sollte sie da auch aufnehmen?!

Die Leis kam auf ihn zugerannt: „Holen se de

Nonnen bei sich erein?" Sie war ganz erschrocken, als der Gendarm brummte: „Nä." Es eilte doch aber so! Die Leis war ganz aufgeregt, sie wußte ja nur zu gut, wie man leiden muß. Gott sei gedankt, daß jetzt der Herr Ortsvorsteher kam!

Irgend einer mußte den wohl benachrichtigt haben. Auch er war außer Fassung: so was auf offener Straße! Selbstverständlich mußten die Nonnen die Weibsperson aufnehmen, das ging gar nicht anders.

„Et pressiert, et pressiert eweil ärg!" drängte die Leis.

Eilig schritt der Ortsvorsteher zum Nonnenhaus hinüber. Er zog an der Klingel, deren Griff Kreuzesform zeigte. Mit sanfter Barmherzigkeit blickte der heilige Vinzenz in der kleinen Nische über der Haustür auf ihn nieder. Es dauerte eine ganze Weile, bis geöffnet wurde. Viel zu lange für seine Ungeduld; energisch zog er noch einmal an dem Kreuz.

Es war schon neun Uhr, die Tür wurde nicht mehr aufgemacht, nur das Schiebfensterchen des Eingangs schob sich zur Seite, und das Gesicht der dienenden Schwester zeigte sich. Es gab ein langes Hin und Her, sie wollte die Oberin nicht mehr stören. Die betete. Aber der Ortsvorsteher war kein Mann, den man so leicht abweisen konnte, er bestand darauf, er müßte die Mutter Clara sprechen.

Er erhielt Einlaß. — — —

Die Fürsorge-Mädchen auf ihren Strohsäcken konnten heute nicht gleich einschlafen, unten aus dem gewölbten Flur, in dessen Leere es so laut hallte, hörten sie die starke Männerstimme zu sich heraufschallen.

Der Gemeindevorsteher war erst grob gewesen: hatte er nicht oft genug ein Auge zugedrückt, wenn die verdammten Mädchen die Ziegen auf dem Gemeindeanger weiden ließen? Dann aber legte er sich aufs Zureden: die Mutter Clara war ja so gut, so mildherzig, sie mußte ein Einsehen haben, es war nicht mehr möglich, die Frauensperson ins Dorf zu schaffen. Und dann fing er an zu bitten: es ging aufs Letzte. Jesus Maria! War's denn nicht Christenpflicht, so ein Unglücksmensch aufzunehmen? Die Vinzentinerinnen, Mägde Christi, waren gewiß die ersten dazu!

Aber auch das vermochte nichts über Mutter Clara. Das Gesicht der Nonne veränderte keinen Zug, es blieb immer gleich gelassen, gleich mild, fast durchsichtig klar. Sie hob nur den Kopf etwas höher, wie jemand, der sich vollkommen bewußt ist, daß er das Rechte tut, und sagte ruhig: „Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht gefällig sein kann, Herr Cond. Ich kann die Frau nicht aufnehmen. Unser Orden hat seine Vorschriften."

„Aber, Jesus nä, in so'm Fall, da macht mer

doch emal en Ausnahm!“ Der erregte Mann polterte laut. Bei aller Achtung vor der Mutter Clara, jetzt war er ihr doch gram. Er schrie sie an: „Is das Barmherzigkeit? Was denken Se sich denn eigentlich?“

Aber die Nonne neigte das Haupt: „Ich habe nichts zu denken!“

* * *

Im Stall hinten im Hof bei der Leis hatte die fremde Frauensperson ein Kind geboren, das heißt, eigentlich hatte sie es schon auf der Straße geboren, man hatte sie nur dahin gebracht. Und da lag sie denn auch noch die paar Tage, bis sie wieder so weit war, daß sie aufstehen konnte und das Kind auf den Arm nehmen. Dann wurde sie abgeschoben; man wußte jetzt, woher sie war, sie mußte wieder in die Heimat zurück. Es fand sich Gelegenheit, ein Fuhrmann ließ sie aufsitzen ein gut Stück Wegs nach Driesch. Sie wurde bald vergessen; nur die Stelle im Graben, wo sie gelegen hatte, zeigten sich noch die Halbwüchsigen, wenn sie aus der Fabrik kamen, und flüsterten und lachten. Aber auch sie vergaßen das nach und nach.

Aus dem Haus der Nonnen ging täglich der Zug da vorüber, viermal des Tags. Des Morgens, wenn Mutter Clara die Mädchen zur Arbeit hinbrachte, des Mittags, wenn sie sie abholte; nach dem

Essen, wenn sie wiederum hinmußten, und dann am Feierabend. Es war eine sauber gewaschene und gestrählte Schar; keinem der Mädchen sah man es an, was vordem mit ihm gewesen war. Die Augen blickten jetzt sittig zu Boden, am Schnürchen um den Hals hing ein Kreuzchen als Schmuck, die Blaudruckkleider zeigten keinen einzigen Fleck.

Das war der Mutter Clara Lebensarbeit, hieran hatte sie ihr alles gesetzt, all ihr Wollen und Können, all ihre Kraft. Und auch die Hoffnung auf den Stuhl im Himmel. Dies war ihr Weinberg, in dem sie schaffte, die Reben beschnitt, damit sie nicht unnützes Holz machten, den Boden lockerte, daß himmlischer Tau eindringen konnte bis an die Wurzel.

Verwandte, Mutter, Geschwister, Freunde, die lebten so weit in der Welt, selten daß sie jemand von denen zu sehen bekam. Und dann fühlte sie sich nicht mehr bei ihnen zu Haus. Hier war ihre Welt, ihre Heimat. Die Fürsorge-Mädchen waren ihr Schwestern und Kinder zugleich, im Hause des Heiligen Vinzenz.

Man sah es der Mutter Clara Gesicht jetzt nicht mehr an, daß es sich früher auch hatte verziehen können in Leidenschaft. Einstmals hatte auch sie heftig geweint und heftig gelacht; davon wußte sie jetzt nichts mehr. Etwas war doch davon übrig geblieben, auch unter den vielen schweren und starren

Falten des Vinzentinerinnenkleides; aber es hielt sich ganz verborgen, sie ahnte es nicht. Sie war sich so sicher in ihrer Pflicht, war so voll von ihrem heiligen Beruf, so ganz befriedigt bei ihrer Herde. Gab es etwas Schöneres als über die wachen zu dürfen bei Tag und bei Nacht? Es war wohl auch verdienstlich, Kranke zu pflegen, aber ihr dünkte, kein Verdienst kam dem gleich und keine Freude dieser, ein Bäumchen, das krumm gewachsen war, gerade zu ziehen. Mit jeder Seele, die man dem Verderben entriß, kam man eine Stufe höher im Himmel, erwarb man die Seligkeit sich um so sicherer.

Jedesmal, wenn ihr ein neues Fürsorge-Mädchen zugewiesen wurde, hatte Mutter Clara Herzklopfen. Es war immer eine Erregung dabei. Meist ging sie den Zögling selber holen, sie gönnte es der Schwester Eustachia nicht. Nötig gehabt hätte sie das Holen nicht, das hätte die Behörde schon besorgt, und sie hatte oft einen schweren Stand: betrunkener Vater, betrunkene Mutter, Unzucht, Gefängnis, Schimpfreden, Widersetzlichkeit, Elend, Verkommenheit — aber ihr Nonnenkleid schützte sie, und Lumpen und Ungeziefer schreckten sie auch nicht. Je sumpfiger der Boden war, aus dem sie das Bäumchen hob, desto mehr reizte sie's. Dann fühlte sie eine wahre Inbrunst. Sie nahm das Kind an die Hand, war es auch schon ausgewachsen und

stark; als könne es noch nicht allein gehen, so hielt sie es an der Hand den ganzen Weg. Das war ihr Kind, ihr anvertrautes Gut, das führte sie aus der bösen Welt fort, fort aus der Verderbnis, rettete es in jenes stille Tal am Fuß des Burgberges, wo viele Obstbäume reichlich Frucht tragen und, wenn der Lenz kommt, im Unschuldskleide prangen; wo im Haus des Heiligen Vinzenz, in seinem Frieden, Seelen sich entfalten. —

Das Haus der Vinzentinerinnen hatte einen guten Ruf, mosel-auf, mosel-ab. Die Behörden wiesen ihm gern Fürsorge-Mädchen zu. Da lernten die nicht nur sich bessern und gesittet aufführen, sie verdienten auch dicht dabei in der Fabrik so viel, daß ihr Unterhalt davon bestritten werden konnte. Die Plätze, die frei wurden, waren immer gleich wieder besetzt; es erreichten gar nicht schnell und genug der Mädchen das gesetzliche Alter, in dem sie aus der Fürsorge wieder entlassen wurden.

Es war Mutter Clara immer ein Schmerz, wenn sie eine Anfrage beantworten mußte mit: ‚Wir haben keinen Platz!‘ Alle hätte sie gern genommen, alle. Oh, daß das Haus sich doch dehnen, diese engen Wände sich auseinander rücken, die Zahl der Betten sich verdoppeln ließe!

Wenn Schwester Eustachia einmal abends bei den Mädchen saß, vorgelesen wurde aus einem erbaulichen Buch, fielen ihr gewiß die Augen zu; aber

die Mutter Clara schlief nie ein. Und sie war doch nicht so jung mehr wie Schwester Eustachia, nicht so stark wie diese und nicht so rotbackig. Mochte Mutter Clara noch so müde sein, sie hielt ihre Augen offen. Allezeit. Auch in der Nacht, wenn alle anderen schliefen. Dann ging sie oft leise durchs Haus. Die Fränz hatte heute gehustet — das Grittchen und die Lena hatten so heimlich mit einander getuschelt — die Liesa hatte ein trauriges Gesicht gemacht — diese blickte scheu, jene sah bleich aus — war auch alles in Ordnung, lag auch keine in ihrem Bett mit bösen Gedanken oder wälzte sich schlaflos in irgend einer Not?!

Mutter Clara strich durchs Haus, sie schaute in alle Ecken, sie räumte auf, was zu räumen vergessen worden war, sie besah die Kleider der Mädchen, die auf Nägeln im Waschraum hingen — alle noch ganz? — sie durchsuchte die Taschen: steckte auch nirgendwo etwas Verbotenes darin? Und dann schlich sie sich in den Schlafsaal. Sie schlich auf Zehen und hielt ihren Atem an. Wie sanft sie schliefen! Ein kleines Nachtkerzchen gab erbärmlichen Schein, aber freundlich wie in Sonnenlicht glänzten ihr die rotgeschlafenen Mädchengesichter. Bett an Bett, Kopf neben Kopf. Mutter Clara faltete ihre Hände: zwölf an der Zahl. Zwölf Wildlinge, die jetzt gebändigt waren. Und war auch eine noch einmal ungebärdig, vorschnell mit

dem Mund, lässig in der Arbeit, schlimm war keine mehr. Gepriesen sei der Heilige Vinzenz!

Am letzten Bett blieb sie stehen: darin lag die Fränz. Es war die Jüngste, erst fünfzehn Jahre. Mit einem Ausdruck, der ihr nächtlich bleiches, abgespanntes Gesicht schön machte und lebensvoll, beugte die Nonne sich darüber hin: dies war ihr Sorgenkind gewesen — der Vater mußte sitzen, die Mutter gab sich mit anderen ab, das Kind war verlogen. Aber jetzt! Das blasse, überwachte Antlitz rötete sich in stolzer Freude: jetzt war die Fränz nicht mehr verlogen. Brav war sie und fleißig, und lieb und zutraulich.

Wie Mutterhände strichen die Hände der Nonne über den zerzausten blonden Kopf, der sich tief eingewühlt hatte; vorsorglich stopfte sie die Decke, die ein wenig herabgeglitten war, wieder fester ein.

Und dann schlich sie sich wieder hinaus. Es war alles in Ordnung — friedliche Mitternacht. Nun konnte auch sie sich zum Schlafen hinlegen, bis der Wecker an ihrem Lager an zu rasseln fing — vier Uhr — und sie als erste aufstand, um die anderen zu wecken. —

Es war nun einmal so hergebracht, daß die Fürsorge-Mädchen zur Fabrik hingeleitet wurden und auch wieder abgeholt; es kostete das viel Zeit, und der Nonne taten oft ihre Füße weh. Es wäre nicht nötig gewesen; Mutter Clara war ihrer Mädchen

vollkommen sicher, die hätte sie gehen lassen können, wo kein Auge wachte, und wenn ihnen auch die dreisten Burschen nachgegangen wären, die sich oft aufstellten am Tor der Fabrik. Mutter Clara hatte noch nie bemerkt, daß eine den Kopf nach den Burschen gedreht hätte, oder bei dem Räuspern, bei den verstohlenen Zeichen ein Lächeln unterdrückt. Aber ob vom Weinberg Sonnenströme heruntertroffen ins umschlossene Tal, daß die Hitze darin brütete, ob Gewittergüsse den Bach schwellten, daß er überlief auf die Straße, ob Herbstnebel düsterten oder Winterwinde pusteten, ob das Winter und Sommer gleiche Gewand der Vinzentinerinnen zu heiß war oder zu kalt, die Nonne geleitete ihre Herde. Auch am Sonntag, wenn die Mädchen zur Kirche gingen. Auch wenn sie Blumen pflückten auf der Wiese am Bach oder Erdbeeren sammelten zwischen den Lohhecken.

Wenn sie sich verstreuten im fröhlichen Suchen, die jungen Leiber bückten nach Blume oder Frucht auf sonnigem Plan, dann stand die Nonne geduldig wartend im Schatten still, hielt ihren Rosenkranz zwischen den Fingern und ließ eine Perle nach der andern rinnen. Ihr sanftes Auge blickte in geklärter Ruh. Bald sah sie da einen flatternden Blaudruckrock schlüpfen, bald dort — bald schallte hinter diesem Busch eine wohlbekannte Stimme, bald hinter jenem.

Es war sonntäglichen Friedens so voll, so wonnig und lau. Mitten im Murmeln des Rosenkranzes fühlte die Betende eine große Genugtuung; sie hob den gesenkten Kopf, einen befriedigten Blick ließ sie ringsum gleiten, es zog etwas wie Stolz durch ihr demütiges Herz: sie waren alle da, alle zwölf, nur nach ihnen zu rufen brauchte sie.

Heute aber waren's ihrer nur elf. Die Fränz hatte sich zu weitab verloren im Wald beim Suchen. Wo war sie?! Die Griet und die Lena hatten sie eben noch gesehen — sie wechselten einen raschen Blick — die anderen wußten nichts von ihr. Sie würde schon gleich kommen.

Sie warteten noch ein wenig; ihre Henkeltöpfchen waren voll der roten Beeren, die überreif dufteten, und die sie heut abend löffeln sollten in der Milch zu ihrem Brot. Sie setzten sich auf den Rasen zwischen die Farrenkräuter um Mutter Clara. Die hatte nun den Rosenkranz an den Gürtel gehängt. Das volle Gesicht der sinkenden Sonne zukehrend, so daß deren tiefes Strahlen seine Perlmutterfarbe überschimmerte mit warmem Rot, stimmte sie ein Marienlied an:

„Maria zu lieben, ist allzeit mein Sinn,
In Freuden und Leiden ihr Diener ich bin.
Mein Herz, o Maria, brennt ewig zu dir,
In Liebe und Freude, o himmlische Zier!"

Und die Mädchen fielen zweistimmig ein.

Rein und geschult erklang der Gesang. Die in der Fürsorge sangen oft mit Mutter Clara, es machte allen Freude, sowohl denen, die sangen, als solchen, die es von ferne hörten. „Horch, die aus der Fürsorg!" Dann lauschte der Bauer auf dem Acker. Und zwischen dem Rattern der Maschinen, dem Sausen und Surren hörten sie es auch gern in der Fabrik, wenn die Mädchen bei ihrem Hanfzupfen sangen.

Nun hatten sie das Lied mit den vielen Strophen zu Ende, nun sangen sie noch ein zweites. Und da kam die Fränz.

Sie kam rasch gelaufen und war sehr erhitzt.

Wo hatte sie denn nun ihre vielen Erdbeeren? Die Griet und die Lena lachten laut.

Aber Mutter Clara strich der Fränz begütigend über das zerzauste Haar, als die nun patzig sagte: „Se sein mir umgefallen — o je — lao hinnen! —" und mit weinerlichem Gesicht in den Wald hineinwies, wo die Dämmerung schon hockte und alles unkenntlich machte.

„Jede der anderen wird dir etwas abgeben," sprach die Oberin tröstend.

* * *

Jetzt suchten sie keine Erdbeeren mehr, auch nicht Brombeeren und Haselnüsse; der Sommer war vorbei, der Herbst auch, nun war es tief im Winter. Im Dorf wurde Fastnacht gefeiert. Tanzmusik dudelte aus allen Wirtshäusern, Kinder liefen mit Pritschen auf der Straße herum, Betrunkene johlten allnächtlich. Bei den Vinzentinerinnen merkte man nichts von dem Fastnachtslärm. Da war es friedlich, feierlich-still im Haus, so wie immer. Mutter Clara hielt ihre Mädchen zur Arbeit an, sang mit ihnen, betete mit ihnen und wachte über ihnen bei Tag und bei Nacht.

Sie hatten alle gut den Winter verbracht, waren rotbackig und munter, nur die blonde Fränz war nicht so gesund wie früher. Es war aber alles nicht so schlimm, im Frühjahr, wenn sie erst wieder mehr in die Luft konnte, würden die Augen, die jetzt matt blickten, schon wieder Glanz bekommen. War es die Bleichsucht, die der Fränz Gesicht manchmal ganz fahl machte?

„Fehlt dir was?" hatte Mutter Clara schon ein paarmal gefragt. Aber die Fränz leugnete: ihr fehlte gar nichts. Und doch mußte Mutter Clara sie manchmal ansehen: was war es doch nur, was ihr dies wohlbekannte Gesicht oftmals so fremd machte? Das ganze Mädchen fremd machte?! Sie fand sich nicht daraus heraus.

Auch der Schwester Eustachia erging es so. Sie

klagte: die Fränz war nicht zum Guten verändert; wenn sie in der Küche helfen sollte, wurde es ihr schlecht, und wenn Samstags das Haus gescheuert werden mußte, war sie zum Bücken zu faul. Und fröhlich wie früher war sie auch nicht mehr.

Was fehlte der Fränz? Es war am Abend beim Suppeessen. Die Fränz war nicht mit dabei, Mutter Clara hatte sie zu Bett gehen heißen, heute hatte sie's zugegeben, es war ihr schlecht. Hatte sie bei den Kameradinnen schon öfter geklagt? Fragend sah Mutter Clara die Reihen entlang. Da sah sie verlegene Gesichter, lauter verlegene Gesichter. Das verwirrte sie. Was war's mit der Fränz? Warum sahn die anderen sich denn so seltsam an? Sie wollte es wissen. Und wenn die Fränz auch wieder gelogen hätte oder genascht, irgend etwas Unrechtes getan, sagen mußte man es ihr, ihr, der Oberin!

Eine murmelte etwas.. Die Griet war's. Die war die Älteste und Dreisteste, aber heute verstand man ihre Antwort nicht; sie sprach zu leise.

Da trat der Oberin Fuß den Boden. Eine Heftigkeit, wie sie noch nie jemand an ihr bemerkt hatte, überkam sie, ihre Augen blitzten, ihr bleiches Gesicht wurde flammend rot — es war das Rot der Angst — ihr Herz schlug stark: eines ihrer Kinder, ihrer geretteten Kinder, war aufs neue bedroht! Sie fühlte das; im Herzen gab es ihr einen Stich.

Was war's mit der Fränz? Sie mußte es wissen. Sie schrie laut: „Was wißt ihr von der Fränz? Sagt's, ich befehl es euch!"

Da sagte es die Griet, sagte es nach Kräften fein und gewunden, sagte es zögernd, aber doch zum Erschrecken bedeutungsvoll: „Dat Fränz — dat is eweil bal esu weit!"

* * *

Wie war es gekommen? Wie konnte das möglich sein?! Der Nonne erschien es unfaßbar. Nie, nie hatte sie die ihr Anvertrauten sich allein überlassen. Wo war ein Weg, den sie nicht mitgegangen wäre?! Nein, es konnte nicht sein! Sie wehrte sich dagegen.

Vor dem Bild der Heiligen Jungfrau, die, das Kind im Schoß, von der weißgetünchten Wand überm Betschemel ihres Zimmerchens niederlächelte und die ganze nüchtern-kahle Nonnenzelle mit ihrem unschuldigen Liebreiz füllte, vor diesem Bild der unbefleckten Empfängnis kniete Mutter Clara und zermarterte ihr Hirn. Es wirbelte ihr im Kopf und klopfte gegen die Schläfen. Sie senkte das Gesicht in die Hände, sie dachte nach, so angestrengt, bis sie der Kopf schmerzte, bis ihre Gedanken anfingen zu flattern — nein, sie konnte nicht mehr darüber nachdenken, gar nichts mehr denken, so etwas konnte ja gar nicht sein, nie und nimmer

konnte das sein! Vertrauensvoll hob sie das Gesicht zum Bilde empor: „Allerseligste Jungfrau, Heilige Mutter Maria, gegrüßet seist du!“ Und sie betete.

Mutter Clara glaubte dem Geschwätz der Fürsorge-Mädchen nicht, sie tadelte hart die Griet, die Verleumderin, härter, als es sonst ihre Art war, und gab ihr eine Strafe. Zu der Fränz sprach sie nichts von dem, was ihr zu Ohren gedrungen war, eine seltsame Bangnis befiel sie, wenn sie einmal daran dachte, das Mädchen selber zu befragen. Nein, zu der Fränz nicht davon sprechen! Ihr strenger Blick verbot auch den anderen den Mund. Die Fränz sagte auch nichts. Und so sprach niemand von dem, was doch in ihnen allen angefacht war, was in dem Haus des Heiligen Vinzenz zehrend brannte wie ein heimliches Feuer.

Es gingen Wochen hin, die ersten Tage des Vorfrühlings kamen mit lauen Lüften und schüchternen Veilchen, unter den Hecken an sonnigen Stellen wagten sie sich hervor. Die Fränz sah jetzt wohler aus, der Blick der Mutter Clara, der da forschte ohne es zu wollen, fand keinen Anlaß zu unausgesprochenen Befürchtungen mehr. Die Fränz war ja wieder ganz gesund, auffallend breit und stark. Da brach sie eines Tages in einer Ohnmacht zusammen. Und dem Arzt, der geholt worden war, mußte die Nonne es glauben. Es gab jetzt kein Nicht-glau-

ben-wollen, Nicht-glauben-können mehr. Es war so, wie die Griet gesagt hatte. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn jetzt die Fürsorge-Mädchen zur Fabrik gingen, waren es ihrer nur elf. Die Fränz war nicht unter ihnen, sie war nicht mehr im Hause des Heiligen Vinzenz. Aber es war, als sei mit ihrer blonden Jugend auch der letzte Schimmer von Jugend aus dem Nonnengesicht entflohen. Mutter Clara war bleich und fahl, und wenn sie dicht hinter ihrer Schar den täglichen Weg ging, preßte sie die Lippen aufeinander, daß sie schmal wurden wie ein Strich. Viele Falten waren auf einmal in ihrem Gesicht, und es hatte nicht mehr die klare Ruhe vergangener Tage. Ein neues Fürsorge-Mädchen sollte zugewiesen werden an Stelle der Fränz, aber die Oberin bat um Aufschub: noch nicht, jetzt noch nicht! Ein wenig später. Sie fühlte sich augenblicklich unfähig, so erschöpft.

Wie konnte sie jetzt ein neues Leben in ihren Schutz nehmen, sie, die nicht fähig gewesen war, das ihr längst Anvertraute zu bewahren?! Es hatte sich in ihr etwas festgesetzt, das raubte ihr die Ruhe, ihre Überzeugung, ihren Frieden. Sie hatte keine Freudigkeit mehr, jäh hatte die sie verlassen. Es war nicht die Fränz allein, die sie verloren hatte — sie hatte auch nicht mehr den Glauben. Jenen Glauben, der sich ohne Bedenken fügt, der sie ge-

tragen hatte auf seiner Höhe, der sie einst hatte sprechen lassen, demütig und hochmütig zugleich: „Ich habe nichts zu denken."

Mit dem Gemeindevorsteher hatte sie wegen der Fränz verhandelt, es mußte ein Unterkommen für die geschafft werden. Stockend vor Beschämung hatte sie's getan und doch zitternd vor Angst, ob er auch helfen werde. Es war dem Manne gar nicht eingefallen, sie an jene Stunde zu erinnern, in der er am Hause des Heiligen Vinzenz angeklopft hatte für die, die vor der Tür im Graben gelegen hatte. Er dachte gar nicht mehr daran. Aber sie hatte daran denken müssen. Auf einmal. Und sie mußte jetzt immer, immerfort daran denken: jene andere hast du draußen liegen lassen! In einem Stall, in einem dunklen luftlosen Stall hatte die gebären müssen!

Pah, eine Hergelaufene! Aber im dunklen Stall! Immer, immerfort sah sie das Bild. Es verfolgte sie. Auf dem Lager von Stroh das Weib in Schmerzen, ein Kind nackt und bloß, Menschen so fern — nur das Vieh stand dabei — sie mußte das Kind in die Krippe legen. Es war der Nonne auf einmal, als bekümmere sich ihr Herz noch weit mehr um jene, als um die Fränz.

In der Nacht hörte sie eine Stimme, die sprach: „Und mich, mich hast du abgewiesen?!" So klagend-vorwurfsvoll. Woher kam diese Stimme? Stieg

sie ihr aus dem Herzen herauf? Kam sie aus der Nacht draußen vorm Fenster? Aus dem Graben, der staubig und schmutzig war? Vom Sternenhimmel herunter? Aus jenem Winkel dort, dort bei dem Betpult vom Muttergottesbild her?!

Die aus dem Schlafe Geschreckte hielt sich die Ohren zu: nein, sie wollte diese Stimme nicht hören! Aber kein Ohrenzuhalten half, die Stimme tönte durch alles durch. Sie wurde quälend laut, sie ließ sich vernehmen jede Nacht. Und mit jeder Nacht wurde sie lauter und lauter, sie rief drohend stark: „Und mich hast du abgewiesen!“ —

Wenn Mutter Clara jetzt auf ihrem täglichen Weg zur Fabrik am Graben vorbeikam, blickte sie scheu fort. Und doch riß es ihr wie mit Gewalt den Kopf herum. Wenn sie auch nicht sehen wollte, sie mußte sehen. Jesus, Barmherzigkeit, da war die ja immer noch! War die nicht fort? — Nein, da war sie, da blieb sie, zur immerwährenden Anschauung, zum schrecklichen Gedächtnis!

Aus dem Graben, wie aus unermeßlicher Tiefe, wuchs es der Erschütterten immer höher und höher herauf, riesengroß, eine furchtbare Erkenntnis: wärest du damals barmherzig gewesen, das mit der Fränz wäre dir nie geschehen!

Mit tiefgesenktem Kopfe schlich sie einher. Sie hatte für die Fränz kein Wort des Vorwurfs gefunden, ihr allein kam ja der Vorwurf zu; sie, die

sich nie Ruhe gegönnt hatte, die gewacht hatte bei Tag und bei Nacht, sie war die Schuldige.

Aber hatte sie denn nicht das Gebot des Ordens befolgt? Sie hatte doch nur zu tun, was ihr vorgeschrieben war: gehorsam zu sein, wie sie es gelobt hatte beim Anziehen des Nonnenkleides. Dahinter suchte sie sich zu verschanzen, dies türmte sie auf zur schützenden Mauer. Aber ihre Gedanken stürmten dagegen an — die Mauer fiel um.

Und wenn sie denn nicht selber hatte Hand anlegen dürfen, hätte sie nicht Decken, Kissen heraussenden müssen, etwas zur Stärkung, zur Erquickung? Das Waschhaus lag weit genug ab vom Hause des Heiligen Vinzenz, es war hell und geräumig, das hätte sie doch auftun können.

Die Zähne schlugen ihr aufeinander, sie fror und glühte, sie schlief keine Nacht mehr. Das waren gefährliche Gedanken so in der Einsamkeit der Nacht! Die Nonne entsetzte sich selber darüber — sie hatte doch nichts, gar nichts zu denken! Aber sie kam von diesen Gedanken nicht mehr los. Nie mehr los. Die Gestalt der Fremden ward so groß, so groß, sie verdrängte alles, was sonst war. —

Vor der Mutter Gottes lag Mutter Clara stundenlang auf den Knieen; auch am Tage, sie hatte jetzt die Zeit dazu. Sie tat nur noch, was dringendste Pflicht von ihr erheischte, und sie tat alles mechanisch; ihre Sorgfalt, ihre Liebe, ihre Hin-

gebung waren nicht dabei. Sie wachte auch nicht mehr, sie kam nicht mehr in den Schlafsaal und strich mit Mutterhand über die Betten; sie sang mit den Mädchen nicht mehr. Und sie würde die jetzt auch nicht mehr nach und von der Fabrik geleiten. Schwester Eustachia mußte dies tun, denn wenn Mutter Clara bis zum Graben gekommen war, dann blieb sie stehen, dann konnte sie schon nicht mehr. Ihre Augen wurden ganz groß und starrten auf einen Fleck, und ein Zittern befiel sie.

Schwester Eustachia redete ihr zu, sie solle doch einen Arzt befragen. Aber da wurde die sonst so Gerechte ganz ungerecht: aha, es war der Schwester wohl der Arbeit zu viel?! Weil sie, die Mutter Clara, jetzt nicht so helfen konnte wie früher, wollte die eine andere Oberin haben. Und wohl auch eine, die würdiger war?! Mißtrauisch blickte sie.

Schwester Eustachia sagte nichts darauf, sie sah die Erregte nur betrübt an, faltete ihre Hände und murmelte leise: „Maria, hilf!"

„Meine Schuld, meine große Schuld!" Die Oberin neigte ihre Flügelhaube dicht zu der der dienenden Schwester. Durch das hartgesteifte Leinen hindurch fühlte Eustachia den heißen Atem an ihrem Ohr. „Meine Schuld, meine große Schuld!" Es war, als wollte Mutter Clara noch gern etwas mehr sagen, aber schon verstummte sie. Und ihre Augen blickten verstört.

Daß es Mutter Clara arg sein würde, das mit der Fränz, das hatte die Schwester Eustachia sich wohl gedacht — aber daß sie's so mitnehmen würde?! Der dienenden Schwester rotbackiges Gesicht zeigte einen ganz verwunderten Ausdruck, mit weitaufgerissenen Augen sah sie ihre Oberin an. ‚Meine Schuld, meine große Schuld' — ei, Mutter Clara war doch wahrhaftig nicht schuld daran! Sie wollte ihr gern etwas Tröstendes sagen, aber ihr kam das ja nicht zu. —

Mutter Clara ging zur Beichte und heiligen Kommunion, aber nicht wie sonst kam sie wieder, erleichtert und beglückt in einer frommen Befreitheit. Ihre Schuld war ja so groß, so groß, die konnte ihr gar nicht vergeben werden. Ihre Schuld! Denn barmherzig zu sein, das verbot der Heilige Vinzenz nicht. In einen Stall, in einen dunklen Stall hatte sie jene gehen heißen, hatte sie da liegen lassen bei Ziege und Rind! Das sagte sie sich in einemfort vor.

Sie lag am Abend im Bett, sie war sehr erschöpft, aber sie konnte nicht ruhen. Sie war atemlos, als wäre sie vor etwas davongerannt. Sie hatte den Wunsch, zu beten, aber sie konnte nicht; es war, als hätte sie alle Gebete vergessen. Schauer auf Schauer überrieselte sie. So gern hätte sie die brennenden Augen schließen mögen, aber eine Unruhe zwang sie ihr immer wieder auf. Sie schlum-

merte nur für Minuten, es war mehr eine halbe Bewußtlosigkeit. Und dann fiel sie, fiel wie in einen tiefen Abgrund und erwachte mit einem jähen Schreck.

Ha, da stand sie ja! Jene! Dort neben dem Betschemel an der Wand! Lag sie denn nicht mehr draußen im Graben? Nein, dort war sie, wenige Schritte entfernt! Jetzt war sie hereingekommen, stand und sah nach ihr hin mit drohenden, zürnenden Augen. Aber das war nicht das ärmliche Kleid mehr, beschmutzt vom Straßenstaub, geschleift durch den Kot!

Aufschreiend preßte die Nonne beide Augen schnell zu, aber dann riß sie sie wieder weit auf und sprang vom Bett und stürzte sich der Gestalt zu Füßen und faßte mit beiden Händen das faltige blaue Kleid und fühlte den wallenden roten Mantel: „Maria, Mutter Gottes!" Das war sie, die Heilige Jungfrau selber!

Sie barg ihr Antlitz in den Falten des blauen Kleides, aber die Mutter Gottes entzog sich ihr. Und wie sie auch haschte, die riß ihr das Kleid immer wieder aus den Händen und sprach mit einer Stimme, die nichts hatte von himmlischem Ton, sprach hart und streng: „Du hast mir deine Tür nicht aufgetan, als ich draußen lag. Ich klopfte an, aber du hast mich fortgewiesen. Ich war in Schmerzen, aber du ließest mich liegen im dunklen Stall!"

„Ich erkannte dich nicht! Heilige Maria, Mutter Gottes, ich erkannte dich nicht!"

Verzweifelt hob die Nonne ihr Antlitz auf, die gerungenen Hände streckte sie flehend.

Aber die Mutter Gottes sprach: „In Magdgestalt bin ich vor dich gekommen, arm und gering, und war doch die Himmelskönigin. Ich war gekommen, zu prüfen, ob dein Herz der höchsten Liebe ganz voll ist — du hast die Prüfung nicht bestanden!" Ihr göttliches Auge schien Funken zu sprühen, immer strenger, immer furchtbarer ward ihre Stimme: „Ich nahm dir des Heiligen Vinzenz Kind, dein Wachen war für nichts, deine Fürsorge war für nichts. Dein Leben gabst du — du hast es umsonst dargebracht. Aber d i e Strafe ist noch viel zu gering, ich nehme dir mehr. Ich nehme dir alles, auf das du hofftest: deinen Platz im Himmel nehme ich dir. Ich, die Jungfrau der Jungfrauen, die Mutter der Mütter, die Gottesgebärerin!" — —

Es war ein Kampf. Am Mantel suchte die Verzweifelte die Heilige zu fassen, sich daran zu klammern mit aller Gewalt. Sie rang um ihren himmlischen Platz, um ihre selige Hoffnung. Stark packte sie zu: die sollte ihr nicht die Hoffnung entwinden, die Zuversicht auf himmlischen Lohn nach aller irdischen Entsagung. Sie schrie um Gnade: „Vergib, ob vergib — meine Schuld, meine große Schuld!"

Mutter Clara flehte und schrie, auf den Knieen rutschte sie der sich ihr Entziehenden nach. Die trat hinter das Betpult. Die Verzweifelte stürzte es um: nach, nach! Aber ferner, immer ferner rückte die Himmlische, die Wand tat sich auf, es senkte sich ein Nebel herab, der verhüllte der Jungfrau Erscheinung.

„Gnade! Erbarmen!"

* * *

In dieser Nacht hatte Schwester Eustachia einen bösen Traum. War es ein Traum, dieses seltsame Lärmen, dieses Rutschen über den Boden, dieses Schlagen an die Wände, dieses dumpfe Hämmern wie mit Fäusten, dieses Poltern und Hinstürzen, dieses Wimmern und Stöhnen und jetzt dieses langhallende laute Schreien?!

Von Angstschweiß ganz naß wachte Schwester Eustachia auf; sie hatte einen festen Schlaf, es mußte schon ein starker Lärm sein, der sie erweckte. Es war kein Traum mehr; dieses Rutschen, dieses Schlagen, dieses Hämmern war Wirklichkeit. Zitternd setzte sie sich im Bette auf: klang es nicht, als ringe Satan selber mit einer armen Seele?

Sie hielt den Atem an, sie lauschte. Das kam aus der Oberin Zimmer! Das war ihre Stimme! Sie fuhr aus dem Bett.

Im Gang war's dunkel, sie tappte hinaus. Da fiel von drüben aus der Tür des Schlafsaals Licht-

geflinzel, die Griet mit dem Nachtlichtchen kam heraus, im bloßen Hemd; auch die anderen drängten im Hemde sich nach. Sie hatten alle das Lärmen gehört. Sie hatten es schon lange gehört, sie hatten sich nur nicht getraut auf den Flur. Verschüchtert drückten sie sich hinter die Nonne: das hörte sich ja so entsetzlich an!

Zitternd standen sie so auf einem Haufen, bis eine flüsterte: „Se bringen sie um!“ Da erwuchs der dienenden Schwester plötzlich ein Riesenmut: Mutter Clara, die Oberin, wurde umgebracht?! Und sie riß sich los von den Mädchen, die ihren Rock hielten, und rannte auf die Türe zu, dahinter es lärmte.

Aber die Tür war von innen verschlossen. Man konnte nicht hinein.

„Mutter Clara! Mutter Clara!“ Schwester Eustachia rief, rüttelte, pochte mit Fäusten an.

Es wurde still drinnen, ganz totenstill. Das war noch entsetzlicher.

Doch jetzt hub das langhallende Schreien wieder an.

Da warfen sie sich alle gegen die Tür mit vereinter Kraft: „Mutter Clara, Mutter Clara!“ Mutter Clara, ihre Mutter, ward umgebracht!

Die Tür wich, sie stürzte ins Zimmer hinein, und ihr nach stürmten die von der Fürsorge und Schwester Eustachia.

Da stand Mutter Clara mitten im Zimmer. Sie war ganz allein. Aber um sie lagen Fetzen des Nonnenkleides, und das Betpult war umgestürzt. Man sah es, hier hatte ein Kampf gewütet. Aber ein Kampf, entsetzlicher als einer gegen Fleisch und Blut.

Mit den Fäusten hämmerte Mutter Clara sich gegen die Brust und schlug sich vor die Stirn; sie ließ sich die Hände nicht halten, sie hörte nicht auf das Bitten, auf das Zureden, zu ihr drang keine vertraute Stimme mehr. Ihr Auge erkannte nicht mehr die wohlbekannten Gesichter; es blickte fremd an ihnen vorbei. Es blickte in jene wirre Nacht, die nicht Traum ist, nicht Wachen — in jene finstre Nacht, aus der es kein Zurück mehr gibt in den klaren Tag.

Josepha Seweneich

Seit zwei Jahren wohnte sie schon unten zu Moselkern. Aus Münstermaifeld war sie gebürtig; aber sie hatte kein Zuhause mehr da, die Eltern, die sie dem Seweneich verheiratet hatten, waren gestorben. Sie hatte ihnen keine Träne nachgeweint, und doch lief sie hinauf, so oft sie nur irgend konnte.

Das machte, sie hing noch immer an dem da oben, an dem Scheinheiligen, an dem Schwarzrock! Der Seweneich, ein strammer schwerer Mann mit dem Tiefbraun des Weinbauern, blickte finster hinter dem Weibe drein. Er schimpfte immer, wenn sie einen Krankenbesuch bei der alten Tant' vorschützte, um hinaufzukommen. „Die stirbt auch allein — wat schert dich die! Hei bleiwste!" Aber sie setzte die Zähne aufeinander. Und sie ging.

Wie sollte er's hindern, er konnte sie nicht festbinden. Schlagen half bei ihr nichts. In ihr einstmals so weiches Gesicht war ein harter, entschlossener Zug gekommen. Wenn er drohend die Hand hob, sah sie ihn an, ohne mit den Augen zu zwinkern. Das erste Mal hatte sie wohl geweint, als er sich an ihr vergriffen hatte in seiner Wut. Sie

hatte heftig geschluchzt: was wollte er denn? Der Petrus vom Seminar war ja nicht mehr da, der war jetzt längst ein geistlicher Herr und irgend wohin versetzt, auf den brauchte er kein Gift mehr zu haben! Sie sagte das mit einem Lächeln; mit einem Lächeln, das ihn stutzig machte: es war so weh. Aber war es nicht auch höhnisch? Er wußte nicht, was er davon denken sollte.

Ob sie den Schwarzrock vielleicht doch noch irgendwo traf? Aber das konnte ja nicht sein. Der hatte nun die Weihen empfangen, war weit weg. Und die Leute hätten es ihm auch zugetragen. Er hatte welche droben, die aufpaßten: seine Schwester vor allem, die war zu Münstermaifeld verheiratet. Die hatte ihm genug von der Josepha abgeredet damals: was wollte er mit so einer? Aber er war ja verrückt gewesen, verrückt, verrückt, ganz toll!

Seweneich ballte die schwieligen Fäuste. Er hätte das Weibsbild, das da hinaufrannte, niederschlagen mögen vor Zorn, und doch fühlte er einen bitteren Schmerz. Sie war doch eine Fleißige, eine Saubere, und so eine Hübsche! Man könnte glücklich mit ihr sein, wenn sie nur wollte!

Mit einem Brummen, das wie das Grunzen eines verwundeten Ebers klang, stierte der Mann dem Wege nach, der sich, mit verstreutem Schotter bedeckt, in holprigen, steinigen Rinnen durch die

Weinberge hinaufzieht bis zum Plateau. Da oben, beim Schutzhaus mit dem Heiligenbild, da wo die Apfelbäume anfangen, da hatte eben noch ihr Kleid geweht. Aber rasch war es verschwunden gewesen, sie hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, einen Moment zu verschnaufen, sich umzudrehen und zurückzuschauen.

Und es war doch eine schöne Aussicht von da oben; darum hatten sie auch das Schutzhäuschen hingebaut. Moselkern lag unten am Fluß, seine Häuserchen klein aufeinandergetürmt, am Fuß der Weinberge; jenseits der Zuckerhutfelsen, grau und schroff, mit dem ragenden Kreuz. Und die Mosel hinauf und hinab ein Blick, der sich verlohnte: steile Rebenhänge hüben und drüben, nicht viel Platz mehr am Fluß, wie ein schmales Band nur die Uferstraße, die sich schlängelt und windet. Aber die Josepha hatte keine Augen dafür. Sie hatte auch keine Augen für ihn — und war er denn nicht ihr Mann?! Auffahrend stieß Seweneich einen schweren Fluch aus.

Er stand auf seinem Rebstück, das steil am Berge hing; er mußte den Hals recken, um das Schutzhäuschen mit dem Heiligenbild zu sehen, es war schier senkrecht über ihm. Er würde es nicht den Heiligen klagen, er würde es auch sonst keinem Menschen sagen — er müßte sich ja schämen, was war er für ein Schlappjeh! — aber erzwingen

würde er's. Was sie nicht gutwillig gab, das sich erzwingen. Zwei Jahre hatte er sich närren lassen, immer hinhalten! Er stöhnte.

Erschreckt über den eigenen Laut sah er sich scheu um: hatte das auch niemand gehört? Nein, kein Mensch war ringsum. Die Rebstöcke standen stumm, ein Stock beim andern, kein Blatt hob sich, es ging kein Wind. Sie waren alle gespritzt, blauweißliche Tropfen wie Regen über ihr Grün versprengt. Setweneich wollte auch spritzen, er trug die Pumpe auf dem Rücken, das schwere Gewicht drückte ihn krumm. Seine Augen waren blutunterlaufen und die Lider entzündet vom beißenden Dunst der Kupferbrühe.

War er ihr nicht schön genug, zu ältlich schon? In finsterem Grübeln starrte er zu Boden. Der Conzen, der hier nebenan das Rebstück hatte, war älter als er und hatte auch eine junge Frau, und die hing doch an ihm wie eine Klette, und alle Jahr kriegte der ein Kind — — — warum hatte die Josepha ihn denn genommen? Freilich, erst hatte sie ‚nein‘ gesagt und abermals ‚nein‘. Ob sie ihre Eltern gefürchtet hatte? Die hatten für ihn gesprochen, die wollten es gern. Warum, warum nur hatte sie sich ihm antrauen lassen vorm Altar, wenn sie doch nicht —! Sein Denken stockte. Das war ihm alles so verworren, so unklar. Nein, er verstand sie nicht! Sie war doch ein Weib, und er war

ein Mann, und wenn er auch nicht so jung mehr war wie sie, er war doch noch ein Kerl in aller Kraft — nein, die Jahre, die ihn von der Josepha trennten, die konnten nicht schuld daran sein. Aber was denn? Was denn?!

Eine Angst fiel plötzlich über den Seweneich her, eine jähe Befürchtung, ein Mißtrauen und ein Argwohn; immer derselbe quälende Argwohn. Heiß schoß es ihm zu Kopf: wo ging sie jetzt? Was trieb sie jetzt?!

Oben stand das Korn schon in Ähren. Bald war das ganz hoch. Dann konnte man sich darein verstecken. Wenn sie nun einen Liebsten da oben hätte — wenn sie nun —?! Es packte den Mann etwas an, es griff ihn an der Kehle, es würgte ihn, daß er nicht mehr frei atmen konnte; er schnaufte hart. Es konnte ja gar nicht anders sein! Warum sollte es sie denn sonst so hinauf verlangen. Und wenn es denn der Petrus nicht mehr war, ihr ehemaliger Liebster, dann war es eben ein anderer. Leicht fand sich einer an. Verflucht, es hatte sich vielleicht schon einer angefunden! Mit einem heiseren Wutschrei hob Seweneich die tiefgesenkte Stirn.

Da schien ihm die Sonne voll ins Gesicht, wie klares Gold; er konnte das Licht nicht ertragen, seine geröteten Augen blinzelten, er schlug sie wieder zu Boden. Er sah der Josepha Gesicht plötzlich nahe

vor sich. Das war sehr rein. Immer ernsthaft, schier streng. Nein, das tat sie doch nicht — nein, nein! Es war nicht ihre Art. Er hätte doch sonst auch schon etwas merken müssen. Er war doch nicht dumm.

Ein Lächeln hob die verzogenen Mundwinkel des Mannes und erweichte das harte Gesicht; die Wut verrauchte schon. Es drang ihm etwas zu Herzen, er konnte ihr so böse nicht mehr sein.

Wenn sie heute abend heim kam, ja, dann wollte er ihr entgegengehen; bis zum Schutzhaus hinauf, da würde er sie erwarten. Nein, heut einmal kein Streit — nein, er schimpfte heut nicht! Ruhig würden sie mitsammen heimgehen. Und nachher auch nicht mit der Gewalt. Mit der Geduld mußte er's versuchen; abwarten. Sie nur merken lassen, so gut das anging: ‚ich gäb meine Hand drum, mein Aug', meiner Seelen Seligkeit, wenn du nur wolltest!'

— — — — — — — — — — — — — — — —

Josepha Seweneich wanderte durchs Korn. Das Maifeld ist fruchtbar. Durch weite Weiten sah sie lauter Ähren; und mitten darin Apfelbäume, die hingen ihre Äste ins Korn. Noch waren die Äpfelchen ganz klein daran, aber man sah es schon, es gab eine Last. Hier gefiel es ihr. Mit einem Aufatmen sah sie sich um: da war ein Kleestück, wie eine rotblühende Welle hob es sich ein wenig im

Blaugrün des jungen Roggen. Und hinter der rötlichen Welle blaute der Himmel, unabsehbar licht, fast blendend hell. Hier war es viel freundlicher als unten, wo die Weinberge mit ihren nackten Felsenrippen sich dicht an die Mosel drängen.

Zur Höhe des Plateaus hinauf war das junge Weib gerannt, so eilig, daß ihr Atem keuchte; am Schutzhäuschen hatte sie rasch nur ein Kreuz geschlagen: „Bitt für uns.“ Jetzt ging sie langsamer. Sie wandelte lässig, mit den Armen sacht schlenkernd; im Vorüberstreifen kitzelten die Ähren ihre Hände wie liebkosende Finger. Sie lächelte, ihr herbes Gesicht mit den dunklen Augen unter den nahe zusammengewachsenen Brauen erheiterte sich.

Jetzt sah man es erst, daß sie schön war, groß und kräftig. Aber noch waren ihre Hüften nicht breit; schlank wie ein Mädchen ging des Seweneich Frau. Noch war das Korn nicht so hoch, daß es dazwischen Wandernde ganz deckte, noch konnte man jeden sehen von weit her auf dem Maifeld. Ragend ging die einsame Frauengestalt durch die Weite; um sie floß helle Luft, wie verklärend.

Es war sehr still diesen Vormittag; die Ähren harrten noch nicht des Schnitters, noch saß die Wachtel ungestört im Korn und die junge Brut des Rebhuhns trippelte ungescheucht hinter der Mutter drein. Es war kaum jemand im Feld; ganz ferne nur sah Josepha eine alte Frau, die im Acker ge-

bückt stand, und eine weite Strecke vor ihr her marschierte ein Handwerksbursche. Sie hörte sein leises Pfeifen.

Sie fühlte sich allem entrückt, enthoben dem, was sie plagte. Ihr war es Feiertag. Schier andächtig wollte es sie überkommen, mit leidvoller Freude. Und wenn der Petrus nun auch nicht mehr da war, wenn er auch weit fort war — sie wußte nicht einmal wohin, denn daß er in einem Demeristen-Kloster sein sollte, weg über die holländische Grenze, wie die Tant' sagte, das glaubte sie nicht — hier war er ihr doch wieder nah. Hier ging er neben ihr her; und sie fühlte den Blick seiner Augen, so daß sie tat, was er wollte, tun mußte, was er sagte.

In Demut senkte Josepha den Kopf. Er war ja so gut, so klug, so viel mehr als sie! Auf der Präparanden-Anstalt lernen sie viel, er war der Gescheiteste von allen, wenn er auch noch sehr jung war. Ach, daß er hatte geistlich werden müssen! Wenn er das nicht gebraucht hätte! Dann hätten sie nicht heimlich zu schleichen brauchen, um sich an verborgenem Platz zu treffen. Die Mutter sagte: es wäre Sünde und hatte sie geschimpft und an den Haaren gerissen. Aber es war keine Sünde. Er hatte es gesagt.

‚Kann ich denn dafür,' hatte er zu ihr gesprochen, ‚daß ich geistlich werd?! Ich bin auch ein

Mensch. Und ich bin jung, und ich hab dich lieber wie meine Seligkeit. Abbüßen kann man's nachher noch genug!'

Sie hatten sich getroffen weit draußen im Korn, wenn das so hoch war, daß nur des Präparanden schwarzer Hut und seine Schultern, die schmal waren in dem schwarzen Kleid, über die Kornmauern auftauchten.

Josepha Seweneich duckte nieder, sie setzte sich auf einen Stein, der am Rande des schmalen Fußpfädchens lag; sie lächelte: s o deckte das Korn auch jetzt schon zu. Aber sie hatte jetzt nichts mehr zu verbergen. Sie stützte den Kopf. Niemand nahte sich ihr. Und nichts war zu hören, nicht einmal das Summen einer Biene. Eine große Einsamkeit gähnte um das junge Weib.

Josepha Seweneich hörte sie nicht; schlief sie? Sie schlief nicht, sie dachte auch nichts. Kein Gedanke flog hinunter zu dem Mann, der nun müde von seiner schweren Weinbergsarbeit heimkam in ein leeres Haus. Er kramte sich etwas aus dem Schrank zusammen, was die Frau da hingestellt hatte, er blies sich mühsam in der erkalteten Herdasche ein Feuerchen an, um den Kaffee zu wärmen, hustete und zwinkerte mit den entzündeten Augen in den beißenden Rauch. An ihn dachte Josepha nicht; aber jetzt auch nicht an jenen andern. Es war nur ein unklares Gefühl in ihr, von einer ihr auf-

erlegten großen Einsamkeit. Die empfand sie doch zuweilen wie eine Bedrückung.

Das Mittagläuten vom Dorf Lasserg wehte in dünnem Bimmeln zu ihr hin. Sie sprang auf. Sie dachte plötzlich an den Seweneich. Scheu sah sie sich um. Fürchtete sie sich vor ihm? Oh nein! Wenn er auch tobte, und sich gebärdete; wenn die Wut über ihn kam, wie ein wilder Stier, schlimm war der nicht!

Der nicht!

Mit einer heftigen Bewegung streckte Josepha Seweneich plötzlich beide Arme aus; ihre Augen starrten in die Ferne. Und dann fing sie an zu beten. Betend wanderte sie weiter.

Der Turm der Kirche von Münstermaifeld streckte sich empor, weithin sichtbar lag hoch das Städtchen auf fruchtbarer Ebene, und dahinter, von blauem Duft umhaucht, hoben sich die runden Kuppen der Eifelberge, die fernen Vulkane des Laacher Sees. Das war schön zu sehen, aber der Betenden Auge war nach innen gerichtet. Sie ging wie eine ganz frommem Gelübde Hingegebene, wie eine Wallerin zum heiligen Gnadenort. —

Die alte Tant' zu Münstermaifeld freute sich arg, daß die Nichte sie besuchte. Sie war die Letzte von der Familie, saß einsam in einem armseligen Stübchen, hatte nichts zu leben und konnte doch auch nicht sterben.

Als die Nichte ihr ein Tütchen Kaffee und ein paar Wecken mitbrachte, pries sie den Seweneich: das war ein guter Mann, ein Glück, daß die Josepha den genommen hatte! Man kann nicht immer einen kriegen, in den man verliebt ist bis über die Ohren; zumal wenn man arm ist. Wenn der Mann nur brav ist und sein Auskommen hat. Und der Seweneich hatte sein Auskommen. „Gel, esu brav?!“

Die Josepha sagte nicht ja und nicht nein, aber man sah es ihr an, sie konnte nicht widersprechen.

Aber als die Alte weiter mummelte: „No, wie es't dann eweil? Kritt'r dann baal e Könd?“ sagte sie barsch, und in ihrem bräunlich-blassen Gesicht fing es an rot aufzuflammen: „A wat, dumm Zeug!“

Sie saß dann noch einsilbig bei der Tante, ihr Auge irrte durchs Fensterchen. — — —

Da, die Gasse herunter vom Seminar war er oft gekommen, sie hatte ihn immer gleich herausgekannt aus der Schar der schwarzen Gestalten, die zum gemeinsamen Gange auszogen. Und als ob er's ahnte, daß das Mädchen von hier nach ihm ausschaute, hatte er den Kopf gerichtet nach dem Fensterchen. Sie hatten einen Blick tauschen können. Oh, wie war sein Gesicht blaß! Sein Mund fest zusammengepreßt, und konnte doch so küssen! Es überlief sie allemal, wenn sie an diese Küsse gedachte — sie taten wohl und taten doch weh, denn es war etwas in ihnen, das ihr die Seele aus dem

Leibe sog; einer, der verdurstete, trank sich satt an ihrem Munde. Und wie schlug er die Augen zu Boden, wenn er unter der Schar der anderen ging! Da schien er ein Diener, und er war doch ein Herr. Ihr Herr! Sie hätte ihm niemals widersprechen können. Er war noch so jung, um weniges älter als sie, aber er hatte es schon an sich, daß man sich beugen mußte vor ihm.

Oh, wenn sie gedachte an jenen Tag, an dem ihr die Mutter so zugesetzt hatte, den Seweneich zu nehmen, damit sie aus den Mäulern der Leute kam — an jenen letzten furchtbaren Tag, an dem sie sich mit dem Petrus zum allerletzten Mal traf, weil er fort mußte am Morgen darauf! Er hatte denen im Seminar vorgetäuscht, einsam beten zu gehen, zum Kreuz am Wege von Wierschem; es wäre ihm sonst nicht gelungen fortzukommen, denn sie paßten ihm auf. Lange hatte sie auf ihn warten müssen. Das Korn war gemäht, es gab kein Versteck im Felde mehr, sie suchten den Wald. Und dort, wo man bei einer Biegung des Wierschemer Weges plötzlich hinunterblickt auf die Burg, so jach niederschaut auf den steilen Felskegel, der die Eltz trägt, daß man schier erschrickt ob der Überraschung, da hatte er ihre Hand genommen, sie hart gepreßt in seinem Schmerz, hatte ihre Rechte dann hoch erhoben, und sie hatte ihm schwören müssen beim Kreuz, schwören daß — — —

Josepha Seweneich erschauerte.

„Wat haste?“ fragte die Tant'. „Biste kalt?“

Ja, es war ihr kalt mitten im Sommer. Das junge Weib sprang hastig auf: „Ech muß eweil giehn. Ech muß eweil widder runner nao Moselkern.“ Sie sagte nicht: ‚ich muß nach Haus.‘ Sie hätte das nicht über die Lippen gebracht, des Seweneich Haus war ja nicht ihr Zuhaus. Da war sie immer noch fremd, und wollte es ewig bleiben. —

Langsam wanderte sie ihren Weg zurück, viel langsamer als sie ihn gekommen war. Es ging gegen den Abend, aber sie eilte nicht. Oft stand sie still und schaute zurück; ihr Gesicht war nicht traurig, es war auch nicht froh, es war auch nicht herb wie sonst wohl, es war ganz ergeben. Es hielt sie einer an einem Band, der leitete sie. Und der ließ sie nicht los.

„In Ewigkeit nicht,“ murmelte sie, als sie am Schutzhäuschen vorüberschritt und schlug ein Kreuz. „Amen!“

Da kam der Seweneich hinterm Fußfällchen vor.

Unten am Fluß dämmerte es schon. Im abendlichen Nebelduft lag Moselkern, hier oben war es noch hell. Goldene Abschiedsstrahlen küßten das Heiligenbild. Und ein Glanz lag auch auf des Weibes Stirn.

Der Seweneich schaute seine Frau verwundert

an: hatte sie ihn denn gar nicht bemerkt? Er sagte: „'n Aowend."

Und wie er sich's vorgenommen hatte, so tat er nun auch. Er war nicht unwirsch und grob. Sie war ja noch jung, sie würde sich schon geben mit der Zeit, er durfte sie nur nicht so grob anfassen; nur damit hatte er's ganz versehen.

Der einsam zurückgebliebene Mann hatte sich manches bedacht; das Denken war sonst seine Sache nicht, aber heute hatte er gedacht. Und er nahm sich zusammen, schimpfte nicht über ihr Weglaufen, fragte ganz freundlich nach der alten Tant', machte keine einzige anzügliche Redensart, so daß sie hätte merken können, wie trotz allem leis der geheime Argwohn an ihm fraß.

Sie war ganz erstaunt, wie friedlich er war. Er ließ sie neben sich hergehen, ganz in Ruh. Recht wie ein einiges Paar, Seite an Seite, stiegen sie von der Höhe herunter zu Tal.

Die Leute, die noch auf ihren Rebstücken schafften, sahen sie. Da ging ja der Seweneich mit seiner jungen Frau! Ganz gut paßten die, er war groß, sie war groß, und ordentlich waren sie beide. Daß einer gesagt hatte, es gehe zuweilen bös her bei den Seweneichs, das war üble Nachrede; man sah es ja, die waren zufrieden. — — —

Der Josepha fielen die Augen heut nicht so rasch zu wie sonst; obgleich sie so müde war, als wenn

sie den ganzen Tag Dünger geschleppt hätte in ihrer Hotte den Weinberg hinan. Sie mußte sich zu sehr verwundern über den Seweneich. Er hatte sich freilich auch sonst kaum je betrunken, und wenn es ihn packte wie ein Rausch, so war es nicht vom Wein; aber diesen Abend war er so still, so gut, daß sie zutunlicher neben ihm ward, als es sonst ihre Art war. Sie saßen zusammen am Tisch in der kleinen Küche, das Lämpchen gab einen ganz traulichen Schein. Draußen ging die Frühsommernacht auf weichen Sohlen, wie im Traum zog leise der Fluß vorüber an dunklen Ufern, und hinter dem Kreuz auf dem höchsten Felsen zeigte sich ein verschleierter Mond.

In der kleinen Küche, deren rußige Wände kaum erhellt waren von dem bißchen Licht, roch es nach Kaffee und gequellten Kartoffeln. Seweneich hatte sie schon in den Topf gewaschen gehabt; auch ein Feuerchen brannte im Herd. Josepha hatte den Topf bloß aufzuschieben gebraucht und hernach die Kartoffeln auf den Tisch zu schütten. Mit flinken Fingern zog sie ihnen die Schale ab. Als der Seweneich mit den seinen nicht so geschickt zu Rande kam, half sie ihm schälen. Je, so würde sie ja immer zu ihm sein, sie hatte ja im Grunde gar nichts gegen ihn; gern wollte sie ihm helfen, wo sie nur konnte, wenn er nur nicht, wenn er nur nicht — —

Freilich, wenn er so war wie heute, konnte sie immerhin freundlich gegen ihn sein! Sie sprach mehr, als sie sonst eine Woche lang mit ihm geredet hatte. Die Arme auf der Brust gekreuzt, lehnte sie hintenüber, die Beine in den blauen Strümpfen weit von sich gestreckt, und kippte leicht mit ihrem Stuhl. Nach und nach wurde sie völlig unbefangen — er streckte ja nicht den Arm nach ihr. Er blieb drüben sitzen auf der andern Seite des Tisches, lehnte wie sie hintenüber, streckte die Beine von sich und paffte dicke Wolken von Tabaksqualm aus seiner Tonpfeife. So war es ganz behaglich. Sie sah es nicht in der halben Dunkelheit, wie seine Blicke an ihr hingen, wie sie, je später der Abend vorrückte, um so begehrender wurden.

Endlich gähnte sie herzhaft, stand auf und sagte: „Gud Naacht."

Er hielt sie nicht auf, er ließ sie gehen, erwiderte ruhig ihr Gute Nacht. Als sie nach einer Weile vorsichtig den Kopf aus der Stubentür streckte, noch einmal spähte, war auch er gegangen; drüben aus der Kammer, wo das Geräte stand und die Kartoffeln in der Ecke lagen, hörte sie sein Schnarchen.

Und doch konnte Josepha Seweneich noch nicht einschlafen. Es war ihr zu sonderbar. Sollte die Jungfrau ihre vielen Gebete erhört haben? Sie hatte die so oft angerufen in dringender Not.

„Heilige Jungfrau aller Jungfrauen!
Du Krone der Jungfrauen!
Du Allerreinste!
Allerkeuscheste, Unbefleckte!
Selige, immerwährende Jungfrau!"

Damit schlief Josepha Seweneich auch heute endlich ein. Aber in ihren Träumen war sie nicht die gleiche wie am Tag; sie war da ein Weib, das liebte und geliebt wurde. Unruhig warf sie sich, ihr Gesicht glühte, ihre Lippen waren heiß geöffnet, ihr Traum war wie ein Fiebertraum. Am andern Tag war sie matt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Arbeit am Weinberg war immer hart, doppelt hart jetzt, da es begann, sehr heiß zu werden. Die Sonne schoß Pfeile auf den Schieferschotter, da fing er an zu glühen wie eine Herdplatte. Die Sohlen der Füße spürten das Feuer, sie brannten; und die Stirn und der Nacken, die das weiße kühlende Linnentuch nicht genug schützte, brannten auch. Wenn die Josepha bei dem Seweneich zwischen den Rebstöcken schaffte, dicht neben dem Mann, so eng bei ihm, daß ihre heißen Leiber einander andünsteten, oft ganz allein mit ihm am Berg — tief unten die Häuser von Moselkern, auf Rufweite kein Mensch — dann war es ihr manchmal, als sollte sie schwindlig werden. Eine Angst kam in ihren Blick. Fürch-

tete sie zu rutschen auf dem glatten Schiefer, hinunterzuschießen in die jähe Tiefe? Verstohlen sah sie von der Seite den Seweneich an. Aber der tat nicht, als sei sie dicht neben ihm. Er arbeitete emsig. Und nur kurz sagte er ihr, was sie zu tun hatte, er machte kein unnützes Wort.

Aber auch am Feierabend war er recht still. Wie ein Stummer saß er oft in der Küche oder auf der schmalen Bank vor der Haustür. Von drüben aus der nachbarlichen Rebenlaube kam leises Gelächter; da saßen der Conzen und seine Frau. Was die immer zu lachen hatten! Josepha runzelte die Stirn; die waren wie dumme Kinder. Seweneich seufzte. Josepha hörte ihn seufzen. Sie beobachtete ihn: sein Gesicht war nicht blaß geworden, dazu war es zu braun, tief eingebrannt wie gebeizte Eiche, aber eingefallene Backen hatte er gekriegt. Jesus, der Mann! Josepha seufzte auch; er tat ihr leid. —

Der Hochsommer war da mit einer Glut, die einen Menschen verrückt machen kann, wenn er sich das Haupt nicht schützt gegen den Sonnenanprall. Die Mosel war eingetrocknet, halb ausgetrunken von der dürstenden Schwüle. An den Felsen flimmerte und glimmerte es. Die Augen schmerzten, die Kehle lechzte, in der Brust war ein unauslöschlicher Brand. Nur den Weinstöcken war es behaglich.

Josepha Seweneich hatte einen zu kalten Trunk getan, oder die Sonne hatte sie gestochen, als sie das Tuch vom Kopfe nahm, um etwas mehr Luft zu spüren, sie wurde krank. So krank, daß der Mann in seiner Angst nach dem Doktor rannte. Nun ging es zwar besser, das Kopfweh, das Fieber hatten nachgelassen, aber sie war noch sehr schwach. Als sie vom Bett aufstehen wollte, konnte sie das nicht allein, er mußte ihr helfen. Die Tränen schossen ihr in die Augen: da hatte er sie nun so gepflegt die ganze Zeit! Wirklich gut. Die Conzen von drüben hatte helfen wollen, aber die hatte er abgewiesen; er tat's allein. Er hatte sie gewendet und gehoben, seine harten Hände waren dabei gewesen, als seien sie weich. Er hatte sie in die nassen Laken eingewickelt, ihr nachts auch die Lippen gekühlt, wenn der Durst sie plagte. Oft wenn sie im Fieberdämmern die Lider halb öffnete, sah sie ihn bei sich stehen: wer war da, wer war das?! Die Gestalt des Seweneich verschwamm vor der Fiebernden Blick, wurde eins mit einer andern Gestalt. Und nach dieser andren Gestalt streckte sie ihre Hände aus. Und der Seweneich nahm ihre Hände und hielt sie in den seinen.

Jetzt hob die Genesende den Blick zu ihm, der sie stützte. Sie lächelte den Seweneich dankbar an. Dann fiel ihr Haupt gegen seine Schulter. Sie konnte es nicht hindern, daß er in plötzlicher Hef-

tigkeit sie an sich riß. Sie mußte es leiden, sie hatte noch nicht ihre alte Kraft.

* * *

„No, wanneh kömmt et dann?“ fragte die Conzen neugierig-vertraulich, als die Seweneich blaß bei ihr vorüberschlich. Sie selber stand unter der Tür ihres Häuschens, frisch und rot, einen kleinen Pausback auf dem Arm, und einen zweiten erwartete sie. Das focht sie nicht an, sie konnte es nicht begreifen, wie eine krank werden konnte, die einen guten Mann hatte. „No, wanneh kömmt et, saot doch, wanneh?!“

Da lief die Josepha davon, so rasch sie nur konnte. Sie hatte die Conzen nie leiden können, nun haßte sie die: was die von ihr dachte! Ein hohes Rot färbte ihr bleiches Gesicht, ihr Auge blickte unsicher. Oh, ja, es mußte ganz schön sein, ein Kind zu haben, sehr schön!

Josepha Seweneich betete jetzt sehr viel — der Seweneich war so gut. Er litt nicht, daß sie im Weinberg half; dazu war sie noch viel zu schwach, sie konnte es glauben, er arbeitete gern für zwei. Auch für drei! Er hatte das gesagt, ganz ohne sich etwas dabei zu denken, sie gutmütig-blinzelnd, zärtlich angesehen, aber *sie* dachte sich etwas dabei und zog die Brauen zusammen. Es schuf ihr fast Schmerz, daß sie ihn so gehen lassen mußte. Was

wollte der Setweneich denn anderes als ihm zukam? Aber sie konnte ja nicht, nein, nein, sie durfte nicht!

Mehr als je dachte Josepha jetzt an den Petrus, sie versuchte es, sich an ihn zu klammern mit allen Gedanken. Machte es die Krankheit, die ihren Willen gebrochen hatte? Die schwüle Hitze, die sie so erlahmte? Die lange Zeit, die sie schon von dem Geliebten trennte? Es wurde ihr jetzt schwer, sich ihn ganz so lebendig vorzustellen wie vormals. Seine Gestalt verschwamm, sie wurde ein Schatten, blaß, dämmerhaft; in den hellen Tag trat jener, der leibhaftig neben ihr war. Eine Angst kam das junge Weib an, sie wußte selber nicht vor was.

Die Hitze machte es, die ließ sie nachts nicht zum Schlafen kommen. In der Stube, in der das Bett stand, bei den besten Habseligkeiten, bei der Kommode, über der ihr Myrtenkranz unter Glas eingerahmt prangte und daneben der Setweneich in Soldatenmontur, bei dem Schrank, in dem neben ihrem Sonntagsgewand das seine hing, alles so eng beieinander, war es kaum zum Aushalten jetzt. Das Fenster, das nach Süden ging, hatte den ganzen Tag Glut eingelassen. Wenn sie wenigstens die Tür nach der Küche auftun könnte, ein wenig Durchzug machen! Aber jenseits der Küche hörte sie mit geschärftem Ohr ganz deutlich seinen schweren Atemzug. Sie mußte ihre Tür verschlossen halten. Aber

in ihrem Blick lag es wie Abbitte, wenn er morgens zur Arbeit ging, und abends lag es in ihrem Ton auch wie Abbitte, wenn sie sagte: „Gud Naacht!"

Ihre Stimme war weich geworden, weicher auch ihr Gesicht. Und verlegen war sie. Wenn sie abends auf dem Bänkchen vor ihrer Tür saßen, den ersten kühleren Luftzug schöpften, dann wurde ihr die Brust doch nicht frei. Von Conzens herüber kam Kindergeschrei und leises Singen; es klang heimelig, es paßte in die dunkle Nacht, in der stille Sterne am Himmel standen, die alles sahen und doch nichts verrieten.

Des Seweneich Hand faßte nach der des Weibes — sie rückte ein wenig ab, er rückte nach — sie konnte nicht weiter mehr abrücken, das Bänkchen war allzu kurz.

— — — — — — — — — — — — — — —

In den heißen Sommer kam keine Erlösung, kein Gewitter, kein Regen; aber der Winzer erduldet es gern: das heizte gut.

Josepha ging zum Maifeld hinauf. Sie war längst gesund, ihre Glieder hatten sich wieder gestrafft, rüstig war ihr Gang, ihre Brust voll Jugendfülle. Längst schon hätte sie hinaufgehen können, der Seweneich hatte sie nicht zurückgehalten: „Gieh noren!"

Nun stieg sie wie immer hurtig bergan, aber

als sie oben am Rand das Schutzhaus erreicht hatte, stand sie still und schaute zurück. Sie suchte ihr Häuschen. Glockengeläut klang zu ihr herauf, es war heute Sonntag, und in Münstermaifeld war Kirmeß. Das hatte der Seweneich begriffen, daß sie zu Haus sein wollte am Kirmeßtag. Sie war im besten Staat. Eine eigene Tracht trug man schon lange nicht mehr, aber der grüne Rock war noch weit und faltig, die Taille mit schwarzem Samtband besetzt, und unterm runden Strohhut, den rote Rosen garnierten und eine gekrauste Feder, steckte im Nest der Flechten der blanke Pfeil. Einen Kapottehut gleich den anderen verheirateten Weibern trug die Josepha nicht.

Ohne ein weiteres Wort hatte der Seweneich sie gehen lassen, aber er starrte ihr nach. Im Sonnenschein leuchtete ihr grünes Kleid und die roten Rosen, und er sagte sich: das ist deine Frau, deine junge Frau, deine schöne Frau — wo ist wohl eine, die schöner wär? — und da geht sie hin und läßt dich hier! Kirmeß — allerlei Lustbarkeit — Musik und Tanz! Weibsmensch ist Weibsmensch, wer kann denen trauen?! Seine Augen verdüsterten sich.

Er hatte lange ganz still auf der Türbank gesessen, jetzt fuhr er auf: heute war's Sonntag — es gab keine Arbeit — auf, auf, ihr nach!

In den Seweneich war es gefahren, es piekte ihn wie ein Sporn, kaum daß er sich Zeit lassen

mochte, sich anzutun. Und doch dauerte das heute lange. Die Stoppeln von einer Woche erforderten Zeit, er mußte sich zweimal rasieren. Er schnitt sich, er kratzte sich, so hastend-unruhig war seine Hand, er schimpfte und fluchte.

Als er bei Conzens vorbeilief, lachte die Frau: „Et pressiert, gel? Eier Frau is schuns vorauf!" Ja, ja, es pressierte! Er keuchte, er rannte die Höhe hinan, wie einer der sich ein Ziel gesetzt hat, das er erreichen will, erreichen muß.

Was würde sie wohl für Augen machen, wenn er auch kam?! Erschrockene? Frohe? Sie erstaunte gewiß, aber froh war sie auch — sie war ja nicht mehr so, wie sie gewesen war. Er schloß die Augen — da sah er sie vor sich in ihrem Bett. Ihre Brust so weiß, er hatte ihr Umschläge darauf gelegt. Ihr Kopf war an seine Schulter gefallen, der brannte ihn durch bis aufs Mark. Noch heute.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zu Münstermaifeld war großer Lärm auf den Straßen. Kinder, einen Lebkuchenreiter in der Hand, mit beschmierten Mäulchen, bliesen Trompeten; für zwanzig Pfennige gab's schon eine ‚Tröt'. Andere schlugen ein Trömmelchen. Ein Leierkasten spielte Gassenhauer, Burschen pfiffen mit. Das Karussell quietschte und klimperte; drinnen unterm Überhang verborgen stand der Italiener,

er schlug mit Hämmerchen auf eine Art Klaviatur: ‚o dolce Napoli‘ — und ein Hund jaulte.

Es war viel Leben auf dem Platz vor der Kirche, aber Seweneich fand Josepha nicht da. Auch bei der Tant' war sie nicht, auch nicht da gewesen; er wartete dort lange auf sie.

Ob sie zu seiner Schwester gegangen war? Das sollte ihn verwundern. Aber er ging doch hin. Sie war auch nicht da. Und sie müßte doch längst, längst schon hier sein! Ein quälende Unruhe kam über den Mann, eine große Besorgnis: warum blieb sie aus? Es würde ihr doch nichts widerfahren sein?

Die Schwester redete auf ihn ein: warum denn so ängstlich? Wo sollte ihr denn etwas geschehen sein? Hier passierte nichts! Sie wird schon kommen. Vielleicht, daß sie unterwegs sich hingelegt hatte im Korn, daß sie müde geworden war! Das Weib lachte niederträchtig.

So bedünkte es wenigstens den Seweneich. Es flimmerte ihm plötzlich vor den Augen — im Korn, im Korn —?! Der Roggen war schon gehauen, aber der Weizen stand noch überall, hoch, dicht, wie eine Mauer. Der verdeckte alles! Er hielt es nicht mehr bei der Schwester aus. Mit rotem Kopf stand er auf; er wollte lieber mit den Kindern wieder auf den Markt gehen derweile.

Wo steckte sie?! Es war ihm, als müsse er sich an die Kinder klammern. Die Hand des Kleinsten

fest in der seinen haltend, wanderte er mit ihnen zu den Buden. Der Knabe schmiegte sich zutraulich an, er hatte den Onkel gern. Der Tina, dem hübschen munteren Ding, mit Augen die dunkel waren wie die der Josepha, stand das Mundwerk nicht still; sie plapperte unaufhörlich: „Gel, Ohm, eweil kaufste uns ebbes? Kuck emaol, Ohm, dat Peerdche! Un hei dat Chais'che!"

Er ließ die Kinder Karussell fahren, er kaufte ihnen Lebkuchen und Zuckerstangen, sie lutschten und schleckten; er spazierte mit ihnen herum wie ein sorgsamer Vater. Nur sprechen tat er nicht viel, auf ihr Geschwätz hatte er nur ein ‚Hm', ein Nicken oder Schütteln des Kopfes. Zuletzt begehrten sie in die Bude zu gehen, darinnen man durch Gucklöcher alles mögliche Schöne zu sehen bekam: eine Schlacht, einen lebendig Begrabenen, der am Sargdeckel kratzt, eine Hinrichtung, und dergleichen. Die Menge strömte herzu.

Seweneich ließ die Kinder allein hineingehen, er blieb draußen, er mußte ja warten auf seine Frau. Sie kam immer noch nicht. Und er stand hier wie ein Narr! Eine rasende Wut überkam den Seweneich, dieselbe Wut, die er schon vorhin verspürt hatte, als es ihm bei den Worten der Schwester rotflimmernd vor die Augen geschossen war. Im Korn — im Korn — — —?! Was konnte da nicht alles geschehen?!

Wilde Gedanken kreuzten sich wie Schwerter in seinem Gehirn: es konnte ja gar nicht anders sein, sie hatte einen Liebsten getroffen! So, nur so war es möglich, daß sie noch nicht kam! Er streckte den Schädel vor. Er hatte getrunken, nur ein paar halbe Schoppen, aber er war nicht gewohnt, so viel zu trinken. Es war ihm, als tanze der Markt mit ihm rund. Er verbiß die Zähne in der Unterlippe. Wenn er das auch noch erleben sollte, daß sie ihn betrog! „Vermaledeites Fraumensch!" Er knirschte, er spuckte aus.

Der Markt war jetzt leer, alles in den Wirtshäusern oder drinnen in der Bude. Seweneich eilte wie ein Gehetzter zum Städtchen hinaus. Sehen, sehen, sehen wo sie blieb! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Josepha Seweneich war nicht zum Jahrmarkt gegangen. Sie hatte es vorgehabt, sie freute sich darauf, aber als sie oben am Schutzhaus stand, noch einmal zurücksah auf Moselkern, wurde ihr das Herz wieder schwer. So schwer wie es immer gewesen war in letzter Zeit, schwerer als je zuvor. Was sollte sie machen? Wie sich verhalten?!

Es hatte sich etwas eingeschlichen in letzter Zeit, seitdem, daß sie krank war geworden und er sie gepflegt hatte — der Mann, der Seweneich war ihr so fremd nicht mehr. Und er war ihr so nah. Und im-

mer fühlte sie, wie lieb sie ihm war. Und das sollte sie nicht rühren?!

Ihr Blut klopfte an. Wie sie dastand mit wogender Brust, zurückschaute zu dem, den sie unten ließ, war ein Bedauern in ihrem Blick. Und eine Reue. Es war eine beständige Unruhe in ihr, ein stetes Verlangen. Ein Verlangen nach was? Ein Verlangen nach wem?! —

„Heilige Jungfrau,
Jungfrau aller Jungfrauen,
Gegrüßet seist du!"

Im Schutzhause drinnen, vor dem Bild der heiligen Jungfrau, hatte sich Josepha hingekniet, betete das Vaterunser und das Gegrüßet. Die schöne stattliche Seweneich, mit dem Körper noch strotzend von Jugendfülle, war jetzt erbärmlich und klein. Jesus Maria, war das eine Not! Das war ja schlimmer als alles andere: so gegen sich selber anzugehen.

Zögernd schlich sie wieder zum Häuschen hinaus, zögernd ging sie auf Münstermaifeld zu. Sie eilte nicht mehr. Was sollte sie da?! Eine Sehnsucht erhob sich in ihr, suchend sah sie sich um — — — — da wußte sie es plötzlich: ja, ja, sie suchte ja ihn, den Petrus, den Liebsten! Den m u ß t e sie suchen. Und wiederfinden. Zu lange schon war sie nicht hier gewesen. Viel zu lange nicht!

Jetzt fing sie an zu eilen. Sie spürte durch die

Felder wie ein Hündchen, das den Herrn, den verlorenen, sucht. Ach, der Petrus, der Petrus, daß er auch so weit weg war! Sie gab sich Mühe, sich ihn leibhaftig vorzustellen, ganz so, wie sie ihn damals so arg lieb gehabt hatte: so jung, so schlank, so, wie er durchs Korn auf sie zugekommen war, voller Ungeduld, sie endlich, endlich wieder zu sehen. Ihn sich vorstellen, das konnte sie noch. Aber doch war's nicht so mehr wie früher. Sie suchte ihr Denken mit Gewalt einzig nur auf ihn zu richten.

Ohne daß sie es wollte, bog sie nach Wierschem ab. Es kam ganz von selbst. Hier war sie das letzte Mal mit dem Petrus zusammen gewesen, hier sah sie ihn wieder besser neben sich her gehen. Hier hatten sie meiteinander gesessen, hier beim einsamen Kreuz im Waldesversteck. Unten rauscht die Eltz. Und auf dem Bergkegel, den der Bach ganz umwindet, ragt die Burg; gut erhaltenes Gemäuer, grau, alles grau, aber trotzig und fest, Schieferdächer und Mauerquadern, aus der Schießscharte weht ein fruchttragender Busch. So war es auch damals gewesen.

Mit einem Seufzer sank Josepha am Kreuze nieder; nun war sie hergepilgert, es war ihr so bange. Sie lehnte die Stirn an das harte Holz, sie betete lange. Es waren nicht die Worte, die im Betbüchlein stehen; ähnliche nur. Josepha formte sie um, unwillkürlich, sie wußte es nicht; eine Herzens-

bedrängnis, eine Angst vor sich selber trieb ihr das Gebet s o auf die Lippen. Sie betete laut; sie rang im Gebet. Und dann ward sie müde, eine Mattigkeit überkam sie, wie nach einem Kampf.

Das Bild der Jungfrau, ein Bildchen nicht größer als eine Handfläche, ist in der Mitte des Kreuzes angespießt. Das Bildchen lächelte auf Josepha herab. Sie war nun beruhigter. Sie schlug ein Kreuz und setzte sich hin. Auf diesem Bänkchen am Buschwerkrand, da hatten sie auch damals gesessen!

Sie breitete ihr grünes Kleid glatt aus und nahm sich den Hut mit den Rosen vom Kopf, er drückte ihr schwer auf die Stirn.

„Jungfrau aller Jungfrauen,
Allerkeuscheste, Unbefleckte! — — —"

Sie murmelte es noch. Und dann hatte sie einen Traum.

Die Eltz rauschte sacht, im Busch zwitscherte leise ein Vogel. — — — — — — — — — — — — —

— — — Das war seine Stimme! Des Petrus Stimme! Jetzt erhob die sich, aber sie war nicht so weich, so einschmeichelnd mehr; nicht bittend, wie der Petrus sonst bitten konnte, sie war gebietend. Josepha erzitterte.

‚Und wenn ich dich denn nicht haben darf, so soll auch kein anderer dich haben!' — — —

„Allerkeuscheste, unbefleckte, heilige Jungfrau, immerwährende Jungfrau" — — —

‚Schwöre es mir, schwöre es mir!‘

„Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen“ —

Er reißt ihr die Hand hoch, sie kann nicht widerstreben. Sie hat noch nie geschworen in ihrem Leben, sie ist ja noch so jung, eine tödliche Angst überkommt sie: nie darf man so einen Schwur vergessen, ihn nie wieder brechen, sonst wird man verdammt. Es ist nicht das Gericht auf Erden, das man fürchten muß, das ewige Fegfeuer kommt mit ewigen Strafen — so spricht der Petrus.

Seine Augen bohren sich fest in die ihren ein, bitten und drohen. Erst hat er geweint, er hat das Mädchen lieb, er vergeht nach dem Mädchen — sie haben sich umklammert gehalten wie Kinder, die nicht aus noch ein wissen, keinen Weg mehr sehen — jetzt aber reißt er sich los. Er zwingt sie auf die Kniee vor das Kreuz mit dem Bildchen. Er ist nicht mehr derselbe, der sie eben noch liebend umschlang, er steht über ihr. Seine Gestalt wird so groß, immer größer und breiter, reckt sich, dehnt sich, wird stark wie ein Baum; das Feuer flackert aus seinen Augen. Er ist ein Riese, sie nur ein Zwerg. Sie kann gar nicht anders und will auch nicht anders, sie schwört bei ihrer Seligkeit, bei ihrer zeitlichen und ewigen Seligkeit, daß sie nie einem anderen gehören wird. Und doch ist sie des Sewenneich Frau!

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit einem lauten Seufzer erwachte die Seweneich. Jesus, sie hatte geschlafen, wohl lange schon?! Die Sonne, die aufs Bildchen am Kreuz geschienen hatte, war tiefer gesunken, Schatten machten sich breit.

Einen scheuen Blick warf Josepha um sich, es durchschauerte sie. Sie wußte ganz klar, was sie eben geträumt hatte, sie war sich dessen wohl bewußt. Jesus Maria, Josef, es war ein Traum, den ihr die Jungfrau selber geschickt hatte! Was sie damals gelobt hatte, das hatte ihr die heute noch einmal gezeigt, damit sie fest sei. Und fest bleibe.

Josepha Seweneich schlug ein Kreuz, mit heiliger Scheu sah sie zum Bildchen hinüber: „Ich weiß et, ich weiß et, wat mer geschworen hat, dat muß mer auch haalten!“

Sie glättete mit beiden Handflächen ihr verwirrtes Haar, sie stülpte sich den Hut wieder auf und empfand dessen Schwere. Warum denn aber, o Jesus, oh warum hatte sie sich denn dem Seweneich antrauen lassen? War das nicht beinahe auch wie ein Schwur? Oh, hätte sie doch nie, nie auf die Mutter gehört! Sie war noch zu jung gewesen, Jesus, so dumm, kaum achtzehn Jahr — nun hatte sie den Seweneich so arg angeführt!

* * *

Der Seweneich sah sie kommen. Er stand hinterm Schober und spähte aus. Da kam sie gegangen von Wierschem her. Was hatte sie denn da zu suchen gehabt?! Seine hungrigen Augen verschlangen fast ihre Gestalt. Wie schön sie war! Der Wind des Ackers spielte mit ihrem Kleid, legte es prall an ihren Leib, schmiegte es eng an ihre Beine, sie konnte kaum schreiten mehr, spreizte dann wiederum ihre Röcke weit ab. Die Rosen auf ihrem Hut waren wie lebendig geworden, blühten rot in der Sonne.

So gut hatte sie ihm noch niemals gefallen. Das glaubte er wohl, daß die den anderen auch in die Augen stach. Aber — „Unnerstieh dech noch ehs!“ — er ballte die Fäuste.

In sein sonst so gleichmütiges, stumpf-hölzernes Bauerngesicht kam ein Zucken und Arbeiten. Eine Eifersucht, die keinen Grund wußte, aber einen suchte, stritt mit dem Vertrauen, das er trotz allem in die Josepha setzte. Nein, das glaubte er nicht, daß sie sich mit einem getroffen hatte, das tat sie ihm nicht an — aber wo war sie denn so lang ausgeblieben? Warum hatte kein Mensch auf der Kirmeß sie zu sehen gekriegt? Das war ihm ein Rätsel, und das machte ihm Unruh. Er könnte sie ja fragen — aber würde sie ihm denn die Wahrheit sagen? Nein, — ja, — ja, — nein! Jesus Maria, das war schrecklich, wie ihn die Unsicherheit plagte!

In finsterem Grübeln stand der Seweneich hinter dem Roggenschober, die Fäuste geballt, und stierte zu Boden. In geringer Entfernung war sie an ihm vorübergegangen; er hatte sie vorbeigehen lassen, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, er rief sie nicht an.

Sie ging nicht links hinüber nach Münstermaifeld — was, wollte sie denn gar nicht hin zur Kirmeß?! Sie hatte sich rechts gewandt. Was, wollte sie etwa schon heim?! Wie Freude zuckte es durch des Mannes Qualen: sie hatte nicht Lust auf die Kirmeß zu gehen, sie wollte lieber nach Haus, sie dachte, er wäre da so allein! Sie wollte zu ihm, zu ihm!

Der Seweneich atmete zittrig, schon fühlte er ihren Kopf an seiner Schulter — da — da hatte sie ihn hingelegt! Oh, war das schön gewesen!

Er seufzte laut auf; es war etwas übermächtig in ihm, das machte ihn völlig zum Narren. Wie hatte er nur einen Moment von ihr schlecht denken können?! Die — die — die war ja so rein wie die Sonne, so unbefleckt wie die heilige Jungfrau selber! Nie, nie, wollte er sie wieder schlagen und auch nicht schimpfen; leben würden sie wie die Engel im Himmel — er und sie!

„Josepha!“ Sie hörte ihn nicht, sie drehte sich nicht um. Den heiseren Ruf hatte die Weite verschluckt. Sie war schon ein gutes Ende voran im Korn. Der Weizen stand hoch, er verdeckte sie. Nur

ihr Hut tauchte zuweilen auf, jetzt hier — jetzt schon da — sie schritt wacker zu.

Er schlich hinter ihr her. Nun, er wollte doch einmal sehen, was sie denn trieb?! Daß sie ihn nur nicht merkte!

Verlangsamte die Josepha ihren Schritt, so blieb der Seweneich stehen oder ging auch langsam; er hätte sie längst einholen können, denn sie zögerte nun. War es ihr doch leid, wollte sie nun doch lieber umkehren? Oder wartete sie vielleicht auf jemanden hier?!

Die Frau war stehen geblieben, mit einem langen Blick sah sie rundum. Als ob sie hier etwas verloren hätte! Oder suchte sie einen?!

Der Seweneich kauerte nieder ins Korn, die schweren Ähren des Weizen schlugen über seinem Kopfe zusammen. Sie sah ihn so nicht, er aber sah sie. Wenn er mit zwei Fingern die Ähren voneinander tat, konnte er sie grade stehen sehen. Weiter nichts durch den schmalen Auslug sehen, als ein bißchen Helle, und sie, sie.

Es kitzelte ihn am Gesicht, es kitzelte ihn an den Händen, es kitzelte ihn im Nacken, ein wollüstiger Schauder lief ihm den Rücken herunter. Hier waren nur er und sie — hier kam heut niemand her — hier waren sie so allein wie daheim in der Stube — nein, viel mehr allein — er und sie! Hier, hier konnte sie keine Tür zuschließen!

Nun ging sie weiter. „Josepha, haalt!“ Er sprang auf. Wie ein Hund, der das Wild stellt, stürzt er aus den Ähren: „Haalt!“

Sie wandte sich um.

Sie waren nicht weit vom Schutzhäuschen mehr. Drinnen vorm Marienbild flackerte dünn ein Kerzchen, man sah des ärmlichen Lichtchens zuckenden Schein.

Jetzt hatte er sie eingeholt, jetzt stand er bei ihr. Er fragte nicht: „wo kommste her, wo willste hin?“ Er faßte nach ihrem Kleid, als fürchte er, daß sie ihm entrinne.

Sie erschrak nicht, daß er so plötzlich da war, sie hatte ja immerfort an ihn gedacht. Aber daß er sie so am Kleid packte, daß er sie so — — Jesus, wie er sie ansah!

Er war sehr rot im Gesicht, seine Augen schwammen, der Atem ging ihm ganz laut.

„Laoß mech los!“ Sie suchte ihr Kleid seinem Griff zu entwinden, da griff er noch fester zu. Und sein heißes Gesicht nah an dem ihren, raunte er etwas, sie verstand es nicht. Aber es überlief sie dabei.

Sie erzitterte, sie wurde sehr blaß und dann glühend rot: „Laoß mech!“ Sie wehrte ängstlich ab, aber doch nur mit halber Kraft.

Ein paar Schritte zog er sie — da war das Schutzhäuschen, darum stand das Korn hoch, der Weizen so überreif, fällig für den Schnitter.

Sie hielt die Lider geschlossen, sie war auf einmal ganz schwach. Aber plötzlich riß sie die Augen weit auf, eine furchtbare Angst fiel sie an, ein jähes Entsetzen: was wollte er?!

— — — ‚Allerkeuscheste, unbefleckte, reine, immerwährende Jungfrau!‘ — — — — Es flimmerte ihr vor den Augen, es siedete ihr in den Adern, sie hörte das Klopfen des eigenen Blutes.

Ihr Kleid zerriß. Des Mannes Arm hatte große Gewalt, dem hielt sie nicht stand, sie fühlte es, ihr Wehren half nichts, nichts half ihr Sträuben. Sie trat, sie schlug um sich, sie stieß ihn zurück.

Sie sprachen nicht, stumm war der Kampf. Stumm stürmte er ein, stumm verteidigte sie.

Sie wankte, sie stürzte nieder ins reife Korn. Da schrie sie laut auf mit gellendem Schrei: „Heilige Jungfr — — —!“

Seine Hand erstickte den Hilferuf. Schwer legte sie sich auf ihren Mund: „Biste still!“ Eine Last erdrückte sie.

Der Seweneich stemmte seine Kniee auf des Weibes Brust. Das gab keinen Laut mehr.

* * *

Die Josepha Seweneich, gebürtig aus Münstermaifeld, wohnhaft zu Moselkern, war erwürgt gefunden worden oben im Korn. Und doch sprachen die Geschworenen, die Männer im blauen Leinen-

kittel mit den harten Bauerngesichtern, dem Ehemann der Ermordeten, dem Jakob Seweneich, mildernde Umstände zu. Denn das Weib, das dem Seweneich angetraut war vor Gott und den Menschen, das bei ihm gewesen war zwei Jahre und mehr, das wurde als Jungfrau zu Grabe getragen.

Der Depp

Sie wohnten abseits. In der Behausung, die kein Haus war, aber auch keine Hütte, nicht einmal ein Stall, nur eine Höhle, lebten die zwei ganz für sich allein. Man war mit Wohnungen nicht verwöhnt in dem Dorf, das hinter die schwarze Ley sich duckt; aber so, wie Schlief-Drück, die ihre Füße schleifte, als wären sie lahm, mit ihrem Bruder, dem Depp wohnte, hätte doch kein anderer Mensch hausen mögen.

Es war stets dunkel in dem Loch; nur ganz wenig Licht fiel durch das spinnenverwebte Fensterchen und durch die Spalten der Tür. Und man hatte doch draußen die Sonne, die wie ein riesiges goldenes Auge den blanken Rücken des Hochlands beschaut und selbst die Ley, die gleich einem dunklen Ungetüm am Rand des Plateaus kauert, freundlich erhellt.

Alle Finsternis hatte sich im Winkel der Geschwister verkrochen. Und sie selber waren wie finstere Schatten, ganz schwarz von starrendem Schmutz. Es mochte lange her sein, daß sie sich gewaschen hatten; vielleicht nicht ganz so lange, wie die behaupteten, die da sagten, seit die Marijesup-

frau sie in den Waschnapf getunkt, sei ihnen kein Wasser mehr an den Leib gekommen, aber jedenfalls doch so lange nicht, daß ein Dunst von ihnen ausging wie von einem luftlosen Ziegenstall.

Sie hatten ihre eigne Sprache, von der kein anderer Mensch etwas verstand; die halben Worte ließen sie fort, es war ein Gestammel. Aber Schlief-Drück war doch nicht ganz dumm; als sie geboren wurde, waren die Eltern noch nicht völlig verkommen gewesen. Beim Depp aber hatte es schon zu nichts mehr gereicht, nicht zu dem Leib, und auch nicht mehr zu dem Geist.

Er war blöde, ein Simpel; darum hieß er der Depp. Mit vorgestreckten Knieen, die platten Füße einwärts gesetzt, schob er langsam voran. Die Arme mit den haarigen Tatzen bammelten überlang, die kleinen Augen verschwanden fast unter der niedrigen, von struppigem Haar überbuschten Stirn, die Backenknochen sprangen weit vor, der Kopf saß in Birnenform zwischen die Schultern geduckt.

Aber Kraft hatte er. Wenn man ein Fuder nicht von der Stelle brachte, der Karren sich so fest gefahren hatte, daß kein Fluchen, kein Schulterdagegenstemmen, kein Peitschen aufs Gespann ihn bewegen konnte, dann holte man sich den Depp herbei. Für einen Pfennig ließ er sich vorspannen — ein Ruck, der Karren schwankte — noch ein Ruck, und der Karren rollte schon. Versprach man ihm

dann noch einen Schnaps, so zog er's Fuder mit bis nach Hause. Wenn man ihn lobte, grinste er; gab man ihm aber den versprochenen Schnaps nicht, so duckte er den Kopf noch tiefer zwischen die Schultern und trottete stillschweigend ab.

Schlief-Drück war hartnäckiger. Wenn die Herren und Damen unten aus Bad Bertrich zur schönen Aussicht der Lay heraufstiegen, fanden sie gewiß an jener Stelle, wo die Fahrstraße, die in breiten Kehren zum Plateau hinaufführt, sich mit dem schmalen Fußpfädchen schneidet, das steiler und schneller die Kraterkuppe erklimmt, jedes Mal, die Weibsperson sitzen. Mit Augen, deren Lider rot waren wie rohes Fleisch, und die im Sonnenlicht trieften, hockte sie im Weg. Und sie gaben, nur um den wimmernden Ton nicht zu hören, den die Bettlerin ausstieß. Das Wimmern nahm sonst kein Ende, das folgte nach bis auf die Höhe; und die Stille der Einsamkeit trug es weit, das Echo der schwarzen Wand vermehrte es noch. Auch der Hartherzige gab dem Bettelweib — die Welt war hier so schön! — Schlief-Drück sammelte Groschen.

Der Depp mußte oft lange warten, bis die Schwester heimkam, denn Schlief-Drück setzte ihr Wimmern in Schnaps um. Sie trank, bis sie voll war, bis man sie hinaussetzte aus der Wirtshaustür, und dann schleifte sie ihre Füße einem Winkel zu, fiel hin, wo sie war, und schlief ihren Rausch aus.

Aber so lange sie auch ausblieb, der Depp aß derweilen nichts; er wartete wie ein Tier, das gewohnt ist, nur von einer Hand sein Futter zu nehmen. —

Einst mußte der Depp drei Tage warten. Er verkroch sich in seine Höhle, da krümmte er sich ganz zusammen vor Hunger; es lag noch Brot auf dem Schemel, es war auch noch Zichorienbrühe im Topf, aber er nahm nichts davon. Mit List mußten sie ihn aus der Höhle locken, ihm zu essen geben mit Gewalt, denn Schlief-Drück konnte ihn nicht mehr füttern.

Die hatte wieder einmal tüchtig gewimmert gehabt, und als sie dann tüchtig getrunken hatte, hatte sie ihre Füße davongeschleift. Es brannten draußen die nächtlichen Lichter, die großen Sterne strahlten voll Glanz, sie hätte genugsam sehen können, um heimzufinden.

Am Weg, der, unter der Lay, an die Üß zur Mühle hinabführt, steht des Üß-Müllers Backofen. Ein großer Backofen, in dem für viel Platz ist. Rund ist er wie ein Bienenkorb und sauber getüncht; fast sieht er aus wie ein Heiligenhäuschen, darin man den geheiligten Leichnam verehrt. Wenn der Üß-Müller seine Brote gebacken hatte, schob die Müllerin jetzt zur Herbstzeit eine Hurde voll Äpfel- und Birnenschnitz nach; die waren über Nacht dann fertig gedörrt, denn der Ofen, hatte man gehörig

eingekachelt und stopfte nur noch weniges Reisig nach, hielt die Hitze bis zum nächsten Morgen.

Ob Schlief-Drück gedacht haben mochte, hier beten zu gehen? Oder ob sie warm hatte liegen wollen wie in einem Kämmerchen? Als die Müllerin anderen Tages kam, ihre Hutzeln zu holen, tat sie einen gellenden Schrei und fiel fast zur Erde vor Schrecken — da lag noch eine Hutzel obenauf. Schlief-Drück war tot.

Was sollte man nun mit dem Depp beginnen? Ihn sich ganz allein zu überlassen, ging nicht an; er wußte ja nicht, was mit sich anfangen, nicht einmal essen tat er von selber, man mußte ihn zu allem antreiben. Sie entsetzten sich über ihn: nicht einmal bei der Leiche der Schwester zeigte er ein Gefühl. Er sah sie nur dumm an, bammelte mit den Armen, und drehte dann gleichgültig den Kopf weg. — — —

Man war im Dorf froh, als der Üß-Müller sich anbot, ihn als Knecht zu nehmen. Lohn würde er dem Depp freilich nicht zahlen, aber Essen und Kleidung sollte er bekommen und eine Schlafstelle im Stall. Der Üß-Müller fühlte sich ein wenig verpflichtet: in seinem Backofen war das Weib gebraten worden. Was sie hilflos zurückließ, dafür kam er nun auf. Und in der Mühle waren Säcke zu schleppen, viele schwere Säcke von zwei Zentner Gewicht, der Depp trug die wie nichts.

Darum ging der Üß-Müller am Tage nach der Beerdigung der Schwester hinauf, sich den Bruder zu holen. Der Depp wollte nicht mitgehn; in seine Höhle lief er zurück und duckte sich da in den Winkel. Der Müller lockte ihn mit freundlichen Worten und dann mit Brot. Es gelang ihm nicht.

Endlich nahm ein menschenfreundlicher Helfer eine lange Stange, stökerte damit zur offenen Hüttentür hinein und machte: „Kß, kß!"

Da fuhr der Depp aus seinem Winkel hervor und stürzte heraus an die freie Luft. Der Müller legte Hand auf ihn. Und weil er nicht von selber ging, sondern die Beine stemmte wie ein störrisches Kalb, nahmen sie ihn an einen ledernen Hosengurt. Und der Müller zog ihn so hinter sich her zu der Üß-Mühle.

Es war ein großes Hallo, als sie kamen. Die Müllerin hatte ein bißchen Angst vor dem stummen Depp, der mit langhängenden Armen stand und vor sich hinstarrte. Die Kinder lachten ihn aus, zupften ihn hier, zupften ihn da, aber als er nun die breiten Zähne im Maule fletschte, sie anfing zu haschen, mit ihnen spielen wollte, ergriff auch sie eine Angst, sie erhoben ein Geschrei und liefen davon.

Aber die Angst verloren sie bald. Der Depp tat ihnen ja nichts. Der hatte selber Angst; er zuckte scheu zusammen, sowie er die Buben nur von

weitem hörte. Mit wildem Geschrei stürmten sie auf ihn los; sie hielten sich als Schild einen alten Faßboden vor und stachen auf das Ungetüm ein mit Bohnenstangen. Und er ließ sich umrennen, wand sich am Boden wie ein hilfloser Wurm, dem die jubelnden Sieger den Fuß auf den Nacken setzen. Die junge Brut stöberte ihn überall auf: im Stall, auf dem Heuboden, hinter dem Mahlkasten, im tiefsten Keller, zwischen den Kornsäcken, bei der Jauchgrube und im Schweinekoben; es war kein Winkel verborgen genug. Und der Jüngste des Müllers lernte das Reiten früh; er ritt jeden Feierabend den Depp: „Trab, Schimmel, trab! He, hott! Hü, Schimmel, hü!“

Der Depp war der einzige Knecht in der Mühle. Der Müller brauchte jetzt keinen zweiten mehr, der Simpel arbeitete tüchtig; nur das Denken mußte man für ihn besorgen. Und das tat am besten die Vefa; die verstand auch sein Sprechen, sein abgerissenes Herausstoßen von Silben ganz gut.

Die Vefa war des Müllers Älteste. Als der Depp in die Mühle gekommen war, ging sie noch in die Schule; jetzt trug sie den Rock schon lang und die Zöpfe am Hinterkopf um den Pfeil geschlungen, wie es die ledigen Jungfrauen tun. Sie war voll in der Brust und stark in den Hüften; aber sie war doch noch ein Kind, sie lief oft heimlich zu dem Depp in den Stall und brachte ihm nach Feierabend ein

Stück vom geräucherten Speck, oder den Kartoffelkuchen, den sie der Mutter aus der Pfanne gestohlen hatte.

Der Depp lag auf seiner Laubschütte. Es war finster im Stall, sie fand nicht gleich hin zu ihm; mit ausgestrecktem Arm mußte sie tasten, bis sie auf ihn stieß. Dann lachte sie, und er lachte auch. Ein Grunzen, das war sein Lachen. Im Dunkeln hörte sie seinem Schmatzen zu, blieb bei ihm stehen, bis das Schmatzen verstummte und ein Brummen laut wurde. Das war sein Dank.

* * *

Es war heuer der erste echte Frühlingstag. Es hatte lange gewintert, und wenn einmal am Mittag die Sonne lenzwarm geschienen, die Anemonen, die Himmelsschlüssel hervorgelockt und das blaue Auge des Immergrün aufgeschlossen hatte, blies am Abend gewiß schon wieder kältender Wind und trieb Schneegewölk dunkel zusammen. Weiß lagen dann wieder die Flocken auf der Kuppe der schwarzen Ley; an der steilen Wand vermochten sie nicht zu haften, aber unten im runden Kessel, darin des Müllers Acker lag, weilten sie lange. Noch Anfang Mai hatte man nicht die Kartoffeln legen können in bereifter Scholle.

Aber heute zogen die Vefa aus und der Knecht. Sie ging voran, der Depp karrte die Schubkarre

hinter ihr drein mit den Saatkartoffeln. Sie waren es schon gewohnt, miteinander zu schaffen, Vefa kommandierte, Depp gehorchte aufs Wort.

Von der Mühle hatten sie erst Chaussee hinauf, dann lag der Acker weit oben rechts, abseits der Fahrstraße, grade unter der Wand der schwarzen Lay.

Die Vefa trug die Hacke geschultert, wie ein Kind, das damit Soldat spielt. Ihr junges Gesicht zeigte ein blühendes Rund, es war noch nicht sehr verbrannt; um es zu schützen, hatte sie ein schneeweißes Tuch um den Kopf gebunden, das stand über der Stirn ein wenig vor wie ein Dächelchen und ließ seinen Zipfel hängen über den Nacken.

Aber der Morgenwind, der von der Höhe herabgehüpft kam, den zarten gefiederten Blättchen der Ebereschen, die die Chaussee säumten, schmeichelte, den goldnen Primeln, die am Wegrand äugten, in den Kelch pustete, lüftete neugierig den weißen Tuchzipfel. Kosend fingerte er über den Mädchennacken, der fest war und dabei doch weich — warmes, junges, gesundes Fleisch. Er war ganz verliebt, er fingerte immer weiter; er wand der Vefa den Rock um die Lenden, man sah die Rundung des Leibes, die Form der kräftigen Beine. Immer erregter faßte er zu, er wurde ganz ungestüm; bis ans Knie schlug er ihr den Rock hinauf,

alle Welt konnte das weiße Leinenbändel sehen, das sie als Strumpfband darum gebunden hatte.

Lachend blieb sie einen Augenblick stehen und zerrte sich herum mit diesem spielenden, zärtlichen und doch so stürmischen Frühlingswind.

Die Post aus Bad Bertrich holte sie ein. Der Postillon schrie Gutenmorgen, und dann fuhr er langsam. Er hatte heut keine Passagiere im Wagen, nur die Postsachen, und er machte sich das nun zunutze. Er fuhr immer neben dem Mädchen her. „Esu früh schon? Wo geht Ihr dann hin mit der Hack? Auf't Feld?"

Sie nickte. Und dann wurde sie brennend rot, sie fühlte den Blick des Mannes.

Er sah sie bewundernd an: „Ihr werd't alle Dag hübscher, Befa. Un esu völlig!"

Sie lachte, aber ihr Lachen war ein wenig gezwungen. Der junge Postillon fuhr alle Tage an der Mühle vorbei — einen Schatz, der so aussähe, den möchte sie wohl einmal haben — später — jetzt war ja an so etwas noch gar nicht zu denken!

Und sie schüttelte die Verschämtheit ab und sagte unbefangen: „Jao, mir gänn eweil alle Kleider zu eng!" Sie tat einen tiefen Atemzug, das Kleid beklemmte sie, es straffte sich über der vollen Brust. „On dat" — an ihr bescheidenes Röckchen fassend, schüttelte sie es — „dat is mer aach esu eng um die Bein, ech kann kaum treten. Awer mir sein

der Könder zu vill, mer kann net gleich alles neu anschaffen!“

„Ihr müßt Euch 'n Mann anschaffen. Wann ich Euer Mann tät sein, ich kauften Euch alles!“

„Für su ebbes sein ech noch vill zu jong,“ sagte sie ernsthaft. Und dann zeigte sie in einem kindlichen Lachen ihre weißen Zähne: „Ech sein jao erscht siebenzehn!“

Da wurde er sehr verliebt. Sich vom Kutschbock herunterbeugend, sich so weit zu ihr hin biegend, daß er das Gleichgewicht fast verlor, raunte er hitzig: „Grad wenn mer so jung is, schmecken die Küß am besten! Mädche, wann ich heut abend komm, kriehn ich dann e Küßche?“

Sie sah ihn groß an — war der einmal frech! Aber dann wurde ihr Blick unsicher. Die Augen niederschlagend, stammelte sie ein hastiges „Adjes“ und sprang, den seitlichen Pfad, der von der Chaussee zum Acker führt, gar nicht erst abwartend, gleich die steile Rasenböschung hinan.

Er sah ihr ein wenig verdutzt nach, dann knallte er mit der Peitsche: „Kotzdonner noch ehs!“ Da war er abgeblitzt. Er war zu dreist gewesen; das vertrug sie noch nicht. Ein liebes Dingelchen! Sehnsüchtig sah er ihr nach. Da ging sie hin; ihr verwaschener Kattunrock schwenkte, so eilig hatte sie's. Jetzt machte sie einen Sprung; man sah ihre blauen Strümpfe.

Der junge Mann schmunzelte. Aber dann zog er auf einmal die Brauen hoch: hinter der Vefa her holperte die Karre, und hinter der Karre her trottete der Depp.

Pfui, wie der aussah! Akkurat wie der große Affe, über den er sich in seiner Militärzeit zu Köln im Zoologischen Garten so amüsiert hatte. Aber jetzt ärgerte er sich: daß so einer mit dem Mädchen allein sein durfte!

Nirgendwo war ein Haus; auch kein andrer hatte Acker hier in der Nähe. Die Ley stieg vom Äckerchen so unmittelbar auf, daß, selbst wenn einer droben stand, er sich nicht trauen würde, herunter zu gucken über die senkrechte Wand. Und hier, links der Chaussee, war die Üß in abgründiger Schlucht; und dann nichts als Wald, lauter Wald. Und die Chaussee selber war jetzt auch einsam, noch war's leer im Bad, die Fremden spazierten erst später; man war ganz unbeobachtet hier.

Der Postillon stieß einen kurzen Pfiff aus. Die Gäule spitzten die Ohren, aber er trieb sie noch nicht an, er hielt noch immer.

Wenn nun ein Landstreicher, irgend ein Vagabund hier vorüber käme? Der Blödsinnige war doch kein Schutz. Oder wenn der gar selber — —?!

Ein plötzlicher Argwohn überfiel den Mann, es lief ihm kalt über den Rücken. Wie der Kerl ihn angesehen hatte, so von unten her geschielt mit

seinen tückischen Augen, als er mit dem Mädchen geschäkert hatte! So ein Tier, so ein Vieh!

Jetzt waren die beiden am Acker angelangt, man sah sie deutlich. Die Vefa hob die Hand, und der Knecht zerrte die Säcke von der Karre. Sie stand dabei, auf ihre Hacke gelehnt. Sagte sie etwas?! Der Postillon glaubte ihre Stimme zu hören. Nein, auch ein stärkerer Ruf würde nicht zu vernehmen sein, die Lavenwand fing den Ton, der Wind säuselte, und die Üß rauschte laut.

Alles war still. So still, daß es dem Lauscher fast grausig war. Wenn die Vefa doch noch einmal nach ihm hinsehen möchte! Er wartete ungeduldig. Aber sie kehrte sich gar nicht an ihn.

Sie hatte sich jetzt an die Arbeit gemacht; man sah es, wie sie durch eine Furche stapfte. Das Vieh, das verdammte, war dicht hinter ihr! Jetzt bückte sie sich — der Affe bückte sich auch — sie stießen zusammen, so nah waren sie sich!

Unwillig hob der Verliebte die Peitsche, er knallte seinen Pferden eins auf, daß sie die bergige Straße hinauftrabten, rascher denn sonst. Und dann hielt er sie doch wieder zurück. Ein steigendes Unbehagen befroch ihn: heute abend noch, sowie er vom Dienst frei war, mußte er nach der Mühle gehn, er mußte dem Müller es sagen — wie konnte der seine Tochter so weit ab allein auf dem Acker lassen, allein mit dem Vieh? — — — — — — — —

Über den Acker wandelte der Frühling. Sein Atem war lau und ganz voller Duft. Und aus der feuchten Erde, die eben noch kühl gewesen war vom nächtlichen Tau, sich jetzt aber schnell zu erwärmen begann unter dem Kuß des goldnen Gesichts, das sich höher und höher hob über den Kraterrand, stieg auch ein Wohlgeruch auf. Ein ungeheurer; er betäubte fast. Es roch nach treibender Lust, nach verlangendem Sprießen.

Mit unwiderstehlicher Kraft drängte etwas aus diesem Boden empor, der so lange brach gelegen hatte, stumpf, stumm, karg, kalt, verschlafen, vergraben im Winterschnee, und den es nun gelüstete aufzubrechen, all seine Poren gierig zu füllen mit Lebenssaft, sich satt zu trinken an Sonne und Tau, an Himmelsbläue, an jenem Mairegen, der befruchtet bis in den innersten Schoß. Zu nehmen, zu geben, grün zu werden und Ernte zu tragen.

Wie mit Stimmen redend, stieg es aus der Tiefe empor. Und von den Büschen, die bepuderte Blütenraupen schaukelten, jauchzte es. Und Blumen am Rain, die helle und dunkle Augen aufschlugen, jauchzten. Und Vögel jauchzten, die sich paaren wollten. Schmetterling, Käfer und Wurm hatten es eilig. Alles lebte, lief, kroch, flatterte, strebte, blühte, entfaltete sich, wollte genießen.

Und wenn auch die Lust rasch zu Ende ist, die

jetzt beginnt unterm Sonnenkuß, am Mittag voll erblüht, aber abends noch stirbt — es war doch mehr als ein Schmetterlingsgaukeln, als ein kurzer Blumentraum: es ist ein ganzes, ein ausgekostetes Lebensglück. — —

Die Vefa atmete rascher. Es war ihr heiß geworden, sie lockerte sich den Knoten des Kopftuches unter dem Kinn. Verstohlen schaute sie nach der Chaussee hinüber: gottlob, jetzt war er weggefahren! Hielt nicht mehr da und guckte hierher. Hinter der Wand, um die die Straße sich wand, war er verschwunden.

Sie atmete auf; das Herz hatte ihr so geklopft. Jetzt war sie ruhig, und doch fühlte sie ein leises Bedauern. Sie wußte selber nicht warum. Aber das würde sie ihm zu wissen tun: wenn er wieder mit ihr sprechen wollte, durfte er nicht so dreist sein. Der Vater war darauf aus, daß sie sich anständig hielt; sie war eine Müllerstochter, nicht ein so ganz gewöhnliches Bauersmädchen. Und der Herr Pastor hatte erst neulich zur Mutter gesagt, sie sei die Tugendhafteste vom ganzen Jungfrauenbund. Das war ein schönes Lob! Sie errötete.

Manch eine in ihrem Alter hatte schon einen Schatz — siebzehn Jahr — o nein, das war für so etwas noch viel zu jung! Heiraten?! Jesus Maria, nur ja nicht so früh, sprach die Mutter. Da kriegte man die vielen Kinder, hatte nichts als Last

von früh bis spät, von spät bis früh; da hatte man gar kein Pläsier mehr.

Aber — „grad wenn mer so jung is, schmecken die Küß am besten," hatte er gesagt. Damit hatte er auch wohl recht! Sie stemmte die Hacke auf den Boden, stützte beide Hände darauf und sah geradeaus, ganz nachdenklich, mit einem starren Blick. Sie war heute träge.

Gähnend hob sie die Arme über den Kopf, daß die Hemdärmel zurückfielen bis über die Ellenbogen, und die laue Luft sie bestrich. Es überschauerte sie: ha, das war angenehm! So stand sie lange.

Was hatte sie doch für eine Müdigkeit heut in den Knochen! Aber krank war sie nicht — o nein! Sie reckte sich in ihrer jungen Kraft. Und dann sah sie sich mit einem verwirrten Lächeln groß um: als sie hier gewesen waren letzten Herbst, sie und der Depp, war es hier ganz anders gewesen, nur Herbstzeitlosen hatten geblüht mit ihrer verblaßten Farbe — jetzt gab es so viele andre Blumen. Viel buntere. Jetzt war es viel schöner. Und doch war sie damals lustiger gewesen.

Sie warf die Hacke hin. Sich auf den Rain setzend, der am Acker entlang lief, — ein saftstrotzendes Grasband mit einer Schar von Blumen —, fing sie an, Veilchen zu rupfen, Primeln, Anemonen, Sonnenröschen, und sie dann gedanken-

los in die Luft zu werfen. Sie mochte nicht arbeiten.

Der Depp hatte auch mit arbeiten aufgehört; er war gewohnt an ihr Kommandieren, nun sie ihn nicht antrieb, tat er auch nichts. Ein paar Schritte von ihr entfernt kauerte er sich nieder.

Sie träumte, mit halbgeschlossenen Augen ins Sonnenlicht blinzelnd; ihr Gesicht wurde ernsthaft. Heute als sie aufstand, hatte sie sich mit den Brüdern, die sie an den Zöpfen zogen, lustig herumgeknufft — jetzt verzog sie den Mund, als möchte sie am liebsten weinen. Es war zu frech von dem Peter, so was zu ihr zu sagen! „Wann ich heut abend komm, kriehn ich dann e Küßche?" — — — er sollte sich nur unterstehn! Sie sprang hastig auf.

Der Depp hob den auf die Brust gesenkten Kopf; seine leeren Augen, die so stumpfsinnig blickten, blieben an ihr hängen. Es kam etwas von Aufmerksamkeit hinein. Erwartete er ihr „Voran gemaach!?"

Sie sagte nichts. Sie merkte es gar nicht, daß er sie ansah. Sie fühlte sich wie allein, und ihr Gesicht, das sich bedeckte mit einer heißen Röte, der Chaussee zukehrend, auf der der Postillon doch nicht mehr zu sehen sein konnte, starrte sie und starrte.

Mit einem tiefen Atemholen, das einem Seufzer glich, ließ sie sich dann wieder zurückfallen auf den Rasen. Das weiße Tuch rutschte ihr in den

Nacken, sie zog es nicht wieder herauf. Es war warm, so warm, fast unerträglich warm! Mit einem Ruck riß sie das Kleid am Halse von einander, und ihre Brust hob und senkte sich so rasch, als wäre sie über Gebühr gelaufen. Sie warf sich hintenüber, verschränkte die Arme unterm Kopf und lag dann so unbeweglich, als ob sie schliefe. Aber sie schlief nicht, sie hatte die Augen weit offen. Die Sonne schien ihr grade ins Gesicht.

Wie mit Lippen, die sich festsaugen an einem geliebten Antlitz, hing der Sonnenkuß an der Erde. Das strahlende Gesicht über der Lavawand hob sich höher und höher. Da war kein verbergender Schatten mehr unten in dem Grund, der, zwischen vulkanische Erhebungen eingebettet, wie ein abgeschlossnes Rund, wie eine heimliche Welt, nur den einen Ausgang hat nach der Chaussee hin. Dieses Ackerland mit seinem Rasengürtel lag vor allen Winden geschützt; mit weichen Armen hielt es der Frühling umfangen. So grünte es nicht anderswo, so blühte es sonst nirgend. Ein Duft stieg auf wie bei der heiligen Opferung in der Kirche, Weihrauch konnte nicht stärker sein. All die kleinen Blumen, die weißen, die gelben, die blauen, die roten, öffneten sich rückhaltlos. Die suchenden Bienen konnten tief eintauchen, die Schmetterlinge sich sättigen und dann wie trunken davontaumeln, aller Süße voll.

Vefa zog die Brauen hoch, aufmerkend wurde ihr Blick: vor kurzem noch war es Winter gewesen, über Nacht fast war es anders geworden. War's Hexerei? Sie lächelte in sich hinein. Die Veilchen hatten schon lange niedergeduckt unter den Büschen gelauert, die Himmelsschlüssel hatten es nur noch nicht gewagt, ihre Stengel zu recken — es brauchte nur ein einziger, so warmer Tag zu kommen und alles, alles war da!

Sie zog die Arme unterm Genick vor, sie sprang auf. Sie fühlte plötzlich eine große Glückseligkeit. Wie hatte sie nur verdrießlich sein können und böse über den dreisten Peter — er war doch ein lieber Mensch — überhaupt heute?!

In der dumpfen Erkenntnis, daß nicht alle Tage gleich diesem sind, daß selten einer so schön ist, und daß man ihn auch genießen muß, ihn sich zunutze machen, griff das Mädchen zur Hacke. Es fühlte auf einmal unruhige Arbeitslust. „Uf, stieh doch uf, faulen Depp!"

Der knurrte wie ein getretener Hund.

„Willste woll!" Hätte Vefa eine Peitsche gehabt, heute hätte sie ihm einen Schlag gegeben. Was dauerte das denn so lange, bis er sich die Mütze grade gerückt und die Hose unterm Ledergurt wieder mehr nach oben gezogen hatte! Sie stampfte mit dem Fuß: „Ech saon dir: maach!"

Sie sah nicht, wie tief er duckte. Heute war ihr

Ton härter zu ihm, ohne daß sie es wußte. Heute hatte sie die ganze Unbarmherzigkeit der siebzehn Jahre, die nur an sich denkt. Sie sah an ihm vorbei; mit hochgeröteten Wangen griff sie zur Hacke, sie hackte die Erde viel tiefer auf, als es not tat, um die Saatkartoffel darein zu versenken. Und bald stellte sie doch wieder ihre hastige Arbeit ein, stand und guckte nach der Chaussee und dann nach der Sonne: jetzt ging's erst auf Mittag!

Der Knecht knurrte: der Müller würde nicht mit der Arbeit zufrieden sein. Wenn die Kartoffeln aufgingen, standen die Pflanzen ja nicht grade in der Reihe; er würde die Prügel bekommen, die die Vefa verdiente. Der Depp berührte das Mädchen am Ellenbogen, schüttelte den Kopf, wies auf den Acker und knurrte dann wieder.

Was wollte er? Heute verstand sie ihn nicht. Aber seine scheue Berührung hatte sie aufgeweckt.

Umflutet von einem Sonnenlicht, das sie blendete, umschmeichelt von einer Luft, die mit ihrer Lindigkeit ganz betörte, trunken von einer Lust, die keinen Grund hatte, und die sie doch ganz erfüllte, stieß sie aus voller Brust einen Jauchzer aus, daß die alte Kraterwand widerhallte.

* * *

Der Frühlingstag war zu Ende. Aber nun ward es Frühlingsnacht. Und die war warm und weich

wie der Tag, vielleicht weicher noch. Eine Dämmerung, sanft wie Sammet, deckte die Erde. Es schien kein Mond, der war noch zu jung; am Himmel waren auch Wolken, Wolken aus denen es bald tröpfeln würde von jenen Tränen, nach denen die Erde noch viel glückseliger lacht. Aber Sterne waren doch aufgegangen; nun das große Licht des Himmels nicht da war, liehen sie der Nacht ein klein wenig Schein. Sie hatten nicht den hellen Flimmer des Winters, wenn die Kälte sie blank putzt in eisiger Finsternis, auch nicht den gesättigten Glanz des Sommers, wenn sie ruhig prangen über der reifenden Erde, heute blinzelten sie wie verschleierte Augen.

Durch das linde, verbergende Dämmerdunkel tappten zwei: der Postillon und die junge Vefa. Nun war es ihm doch gelungen, er hatte sie von der Mühlentür fortgelockt.

Da hatte sie gestanden, die nackten Arme in die Schürze gewickelt, hatte sich durchschauern lassen von einem Schauer, den sie schon gefühlt hatte den ganzen Tag, und der jetzt am Abend noch stärker geworden war. Sie hatte am Nachmittag der Mutter beim Waschen helfen müssen — der Vater war mit dem Depp auf den Acker gegangen — es war ihr heiß geworden im Dampf des Waschzubers, obgleich sie nur im Mieder dastand und im Hemd, dessen Ärmel sie sich aufgekrempt hatte bis zur Schulter

hinauf. Die glatten Haare an der Stirn hatten sich zu Ringeln gelockt, unter dem festen Knoten der Zöpfe, die der Pfeil hielt, stahl sich auch etwas Unbändiges vor und wehte ihr kitzelnd im Nacken.

Sie hatte Luft schöpfen müssen am Feierabend. Die andern saßen noch drinnen beim Essen, aber eine Ungeduld hatte sie an die Türe getrieben. Ein Duft von Kartoffeln, mit Speck gebraten, zog bis zu ihr hin, es gelüstete sie heute nicht danach.

Die Fledermäuse wischten über den Hof, strichen hin zur Einfahrt und wieder zurück bis zu ihr an die Haustür, flatterten unters Gebälk des Schuppens, suchten da Unterschlupf zwischen Ackerwagen, Fässern, Gerätschaften und allerlei Gerümpel; kamen dann doch wieder hervor, kreuzten den Hof im lautlosen Flug und fanden den sichersten Versteck im finsteren Winkel der Mauer, wo der Stall steht und davor der alte Mühlstein liegt, von Buschwerk gedeckt.

Sie sah ihnen zu mit unruhigen Augen, bis es so dunkel war, daß sie den Weg draußen, der heller durch den schwarzen Torbogen der Hofeinfahrt hereinschimmerte, nicht mehr zu erkennen vermochte. Sie strengte die Augen an bis zum tränen: nein, es kam niemand mehr!

Mit einem Aufseufzen wickelte sie ihre nackten Arme fester ein. Drinnen im Haus war es still, nun würde auch sie bald zu Bett gehen, morgen

mußte sie ganz früh schon wieder heraus. Sie gähnte aus Herzensgrund: ach, war sie müde! Aber sie ging doch nicht. Die Müdigkeit der Jugend, die gerne schläft, zog sie ins Haus; das Drängen der Jugend, das unbewußt verlangend sie erregte, hielt sie auf der Schwelle zurück.

Tiefatmend stand sie wartend in verheißender Frühlingsnacht, bis ihr lauschendes Ohr doch noch einen Schritt auffing, den Schritt, der draußen auf der Straße rasch näher kam, auf die Mühle zu. —

Er kam noch so spät?! Sie hatte sich, weil es sich doch so schickte, ein wenig verwundert gezeigt. Aber sie war eigentlich gar nicht verwundert, sie hatte es ja gewußt, daß er noch kommen würde.

Und es hatte gar nicht so vielen Redens bedurft, daß der Peter sie wegbekam von der Haustür, in die jeden Augenblick einer treten konnte. Sie waren alle noch wach, man vernahm drinnen Geklapper, die Brüder lachten.

Sie hatte sich nicht losgerissen von ihm wie am Morgen mit einem hastig-scheuen „Adjes". Sie sagte auch nicht „Seid doch net esu frech", als er den Arm um sie schlang, sie mit sich zwang, vom Hause weg. Heute morgen, als sie auszog mit dem Depp, da war es noch s o gewesen — jetzt war es s o. Und sie legte die Arme um den Hals des Mannes aus freiem Antrieb, und ihr Mund wich den bärtigen Lippen nicht aus, die sich fest auf ihn drückten. —

Sie tappten über den dunklen Hof, sie suchten ein Plätzchen. Wenn der Vater nun noch einmal vors Hoftor trat, oder die Mutter herauskam, nach der Tochter zu rufen?! Ängstlich drückte sich die Vefa an ihren Schatz.

Sie kamen an die Stallwand, sie stießen ans Buschwerk; der verwitterte Mühlstein bot sich ihnen als Bank dar. Da umhalsten sie sich, von Frühlingsdurst ganz überkommen. Sie vergaßen der Vorsicht, sie schäkerten lachend halblaut, sie wurden dreister und dreister. Das Geräusch ihrer Küsse wurde laut in der Nacht — ihr verliebtes Ringen. Da fuhr ein dunkles Etwas zur Stalltür heraus.

Entsetzt riß das Mädchen sich aus der Umarmung, der Liebste wurde gepackt, jetzt lag er am Boden. Ein dunkler Körper lag schwer über ihm. Halb erwürgt ächzte der Überfallene.

Und ein Knurren übertönte das Ächzen, das war entsetzenerregend-grimmig. So knurrt nicht der Hofhund, so knurrt ein wildes Tier, beißt in die Kleider, reißt sie in Fetzen, hängt an der Kehle und schlägt die Zähne dort ein. — — — —

Gellendes Angstgekreisch kam vom Stalle her; die Vefa schrie wie von Sinnen. Sie hatte das wütende Tier ins Genick gepackt, sie versuchte es wegzureißen. Aber vergebens strengte sie alle ihre Kräfte an, vergebens befahl, flehte, jammerte sie — heute gehorchte der Depp nicht ihrer Stimme.

Sie stürzten aus dem Hause mit der Laterne herbei, sie kamen grade noch zurecht. Aber auch des Müllers stärkere Faust vermochte nichts; erst die Peitsche, die einer ihm zulangte, und die sausend wieder und immer wieder auf den Buckel des Angreifers niederfuhr, trieb den von seinem Opfer zurück. Sie prügelten den Depp fast zu Tode.

Dem Peter war weiter nichts Schlimmes geschehen — schon fluchte er kräftig — aber die Befa kannte sich nicht vor Erzürntheit. Das, das tat ihr der Depp an?! Sie fuhr auf ihn los, der, beschmutzt, zerfetzt, aus Nase und Mund in Strömen blutend, mit lang bammelnden Armen, unter der finsteren Stirn den Blick stier zu Boden geheftet, im Schein der Laterne stumm dastand.

Und sie schrie, sie kreischte, ihre Stimme überschlug sich vor Empörung: „Nie, nie haon ech dir ebbes Ütwles gedahn, ech sein alleweil gud zu dir gewest, äwer dau" — sie ballte die Fäuste. „O dau miserabligen, niederträchtigen Depp! Esu dankste't mir?!" Sie spie aus vor ihm.

Und dann kehrte sie sich ab von ihm und weinte heftig vor Schrecken und Zorn.

Da warf sich der Simpel auf den Boden hin, mit dem Gesicht zur Erde, und stieß ein so wildes Gebrüll aus, daß im Stall das Pferd mit den Hufen schlug, an der Kette riß, und die Kühe verängstigt muhten. Daß der Hund ein jammerndes

Heulen anhub, der Hahn jäh krähte, und die Hühner aufgackerten. Daß irgendwo weit am dunklen Hang ein Echo erwachte, die Schmerzenslaute nachhallte, langgezogen, und mit dumpfer Stimme sich mischte ins Klagerufen erschreckter Käuzchen, ins Angstgestöhn plötzlich erweckter Winde.

„Willste gleich still sein!" Sie stießen ihn. Aber wenn er auch schwieg, auf die Füße brachten sie ihn nicht trotz aller Gewalt. Da ließen sie ihn denn liegen.

Und der Peter gab ihm noch einen letzten Tritt.

* * *

Der Depp konnte nicht länger beim Üß-Müller bleiben. Es ging nicht gut an, so ein Vieh im Haus zu behalten, das harmlose Leute anfiel, die ihm nichts getan hatten. Schade war's freilich um die starken Knochen — es war ein Verlust — aber es ging auch wegen der Vefa nicht, es war zu unheimlich.

Es fand sich jedoch gleich ein andrer, der den Depp zu sich nahm. Das war ein Bauer, ein Stück weiter ab, oben auf erbärmlichem Acker. Und der zahlte dem Üß-Müller sogar noch zehn Taler bar zu, so geizig er sonst war — er sparte ja nun einen Ochsen im Pflug. Und eine Tochter hatte er auch nicht.

Die Hotte

Die Botenfrau mit ihrer Hotte ging immer denselben Weg, den Weg, der übers Plateau zieht, zwischen Schlehenbüschen und Brombeerhecken schattenlos ödet durch Hontheimer Äcker, dann aber nach unten sich kehrt und immer weiter nach unten, durch schweigsamen Buchenwald führt bis ins Tal der Üß.

Der Weg war schlecht, Holzfuhren hatten tiefe Geleise ausgeholpert; und Schneelasten des Winters, Gewitterstürze des Sommers hatten die Geleise zu Rinnen ausgewaschen, die abschüssige Straße oft zum Bachbett gemacht. Und einsam war der Weg. Wenn der Kirchturm von Hontheim hinter der Ackerwelle versunken war, dann hörte man kein Hahnenkrähen mehr, kein Brüllen von Ochs und Kuh, keinen Laut der dörflichen Stätte.

Aber der Frau mit der Hotte ward es nicht bange. Sie ging diesen Weg nun schon an die vierzig Jahr, immer von Hontheim übers Bad Bertrich nach Alf an die Mosel hinab. Sie kannte jeden Strauch oben und jeden Baum unten und wußte den Steg über den Bach auch in finsterster Nacht zu finden und hatte die ganze Tour schon so oft ge-

macht und zu allen Zeiten, daß sie die Augen dreist hätte zumachen können und beim Gehen schlafen wie ein müdes Pferd.

Und immer trug sie die Hotte. Daß die Tragriemen, die um die Achseln sich wanden, ihr tiefe Striemen einschnitten wenn die Last schwer war, das fühlte sie gar nicht mehr. Sie war's gewohnt. Die Hotte war schier festgewachsen auf ihrem Rücken, kein Mensch hatte sie je ohne die gesehn. Selbst beim Kinderkriegen hatte sie ihre Hotte nicht abgetan, so erzählte man sich mit Lachen. In Wahrheit hatte die Katrin ihren Peter, ihren Hubert und die Seph, als die noch so klein waren, daß sie die Mutter nicht entbehren konnten, in der Wiege oben quer über die Hotte weg festgebunden, so die Säuglinge mitgeführt auf ihren Botengängen.

Was sollte sie denn auch anders machen? Ihr Mann, der Hannes, war zu dumm, um Geld zu verdienen. Wenn den die Bauernfrauen hinunterschickten mit frischen Eiern ins Bad, war er so erschrocken über das viele Geld, das man ihm für die Eier gab, daß er's durchaus und durchum nicht nehmen wollte, mit aller Hartnäckigkeit darauf bestand, wenigstens ein Drittel davon wieder zurückzugeben. Sie aber wußte den Vorteil ihrer Auftraggeberinnen wahrzunehmen. Sie feilschte um ein paar Pfennige, als wenn sie ebensoviele Groschen für sich sel-

der dabei verdiente, und brachte sie dann den Erlös zurück, so patschte sie sich auf die Kniee und lachte aus vollem Halse: „Die haon ech äwer emaol schien besautelt, hahahaha!“ Sie konnte kaum gerade mehr stehn vor lauter Vergnügen.

Am tüchtigsten aber war sie, wenn man sie einkaufen schickte. Feste Preise kannte sie nicht. Man würde doch dem Kaufmann nicht gleich das bezahlen, was er für seinen Kaffee verlangte! Und der Bäcker, bei dem sie immer die Wecken für die Pfarrköchin holen ging, war auch unverschämt teuer; wie konnte sie das der Barbara antun, sofort all das viele Geld dafür hinzulegen!

Man sah es der Botenfrau schon von weitem an, ob sie mit ihrem Tagwerk zufrieden war, oder ob nicht. Dünkte es sie, gut gehandelt zu haben, dann war ihr Schritt räumiger; die Hotte, und war sie auch vollgeladen, hüpfte dann federnd im Takt des Geschwindmarsches. Aber im andren Fall, und war sie auch leer, hing sie ganz ohne Leben auf der Botenfrau Rücken, der tief gebeugt war. Hotte und Trägerin hatten dann ganz dieselbe Haltung, eine müde, verdrossene. Und die Hontheimer Steige hinan krachte die Hotte und knarrte, und die Katrin seufzte und stöhnte: „O Jeß! O Jeßmarijusep!“

Sonst klagte die Frau mit der Hotte nie. Auf ihrem Gesicht, das der Furchen viele hatte wie gepflügter Acker, lag immer eine stille Gelassenheit.

Man sah es diesem Gesicht jetzt nicht mehr an, daß es einst auch so hoffnungsvoll ausgeschaut hatte wie junggrünende Frühlingssaat. Lachender Sonnenglanz und trübes Gewittergrau wechselten jetzt nicht mehr darüber hin, es blieb immer dasselbe; blieb auch so, als der Hannes zum Sterben kam. —

Die Botenfrau war zu Alf gewesen, heiß war der Tag. Unten im Tal, das die Üß durchrauscht und Buchen beschatten, hatte sie die Hitze nicht so verspürt, aber als sie nun die Hontheimer Höhe hinankroch, rann ihr der Schweiß. Rechts überm Plateau zog ein Wetter auf, schwarz dräuten die sonst in der Ferne liegenden, heute ganz nahe gerückten vulkanischen Kuppen. Ängstlich geduckt standen die Büsche am Weg, es spielte kein Lüftchen mit ihrem Blattwerk, schlaff hingen Brombeerranken und wilder Hopfen. Man hörte nicht Vogellaut, nur Grillen schirpten unablässig in leisem Warnen mit vibrierendem Ton.

Der einsam Wandernden wollte es schier bänglich werden. Nicht daß sie sich fürchtete vor Blitz und Donner, es fing etwas anderes an, ihre Seele leis zu beängsten: je, o je, die Pfarrköchin würde am Ende doch mit ihr zanken, daß der Korinthenweck schon von vorgestern war! Aber hatte sie ihn nicht deswegen auch um einen ganzen halben Groschen billiger erhandelt?! Sie wischte sich mit dem

Handrücken den Schweiß von der Stirn: die Barbara hatte ein schnelles Maul — o weh!

Sie zog den Rosenkranz aus der Tasche, die Kügelchen fingen behend an zu rollen. Sie betete sich schier zu Schanden, die Steige hinauf: „Bewahr uns in Gnaden! Heilige Maria, Muttergottes, bitt für mich!" Aber es wurde ihr erst um ein weniges leichter, als, da das Dorf in Sicht war, die Seph, ihre Jüngste, ihr entgegengelaufen kam, mit den wehenden fuchsroten Haaren dahergepeitscht wurde unterm tiefhängenden, blauschwarzen Himmel. Schon von weitem schrie sie hell: „Modder, wuh bleiwt Ihr dann esu lang? Wit, wit!*) Unsen Vadder is rips!**)" —

Gelassen stand die Heimgekehrte beim toten Mann. Es tat ihr wohl leid; sie hatte ihn einstmals sehr lieb gehabt, den Hannes, als der noch nicht so viel ins Wirtshaus ging und alles vertrank, und sie nicht so viel schlug. Es hatte ihn wie ein Blitz getroffen im Wirtshaus, unter den Tisch war er gefallen beim sechsten Schnaps; sie hatten ihn ihr nach Hause gebracht und aufs Bett gelegt.

War er wirklich tot?! Schnüffelnd stand die Frau mit der Hotte vor ihrem Mann; sie hob seine steife Hand: Jesus, wahrhaftig, die war schon kalt! „Gott schenk ihm die selige Ruh!" Sie schlug ein

*) von vite = schnell. **) Requiescat in pace sancta. R. I. P. S.

Kreuz, bückte sich vorsichtig, damit ihr nichts aus der Hotte herausfiel, versuchte ihm von unten her unter die halbgeschlossenen Lider zu blicken, schüttelte den Kopf und strich ihm dann über die fahl gewordene, eisige Wange: nein, sie trug ihm nichts nach!

Und dann trabte sie wiederum aus der Tür, um vorerst ihre Packen und Päckchen — Kaffee, Heringe, Korinthenweck, Zucker, Stockfisch, Pomade, Strickwolle, Seife, Blechsieb und Häkelnadeln, Schultafeln, Griffel, neubesohlte Stiefel und Rizinusöl — im Dorf auszuteilen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Hannes war tot, er wurde begraben. Die Frau machte nicht viel Wesens darum, sie ging gleich den nächsten Tag mit ihrer Hotte wieder hinunter ins Bad und weiter nach Alf. Und so immer wieder. Sie schleppte oft schwer, denn nun es auf den Herbst ging, gaben die Bauern ihr Kabbesköpfe mit zum Verkauf und Kartoffeln; ihrer Hotte fehlte nicht viel an Zentnergewicht. Den Blaudruckrock hochgeschürzt, die dünnen Wädchen in krapproten Strümpfen, stampfte sie wacker durch allen Morast.

Herbstregen hatten die Straße geweicht, unten im Wiesengrund standen bis gegen Mittag die Nebel; kaum hatte ein flüchtiger Sonnenblick die Schwaden verjagt, so waren sie auch schon wieder da. Es war beschwerliches Gehen, der Fuß glitschte

aus auf glibbriger Erde, mehr als einmal rutschte die Botenfrau, sitzend, wie auf einem Schlitten die Hontheimer Steige hinab. Ihre Füße wurden naß, ihr Rock zeigte Fladen von lehmigem Kot. Das war nun einmal nicht anders. Wenn das Wetter zu Oktober nur noch einmal gut würde! Dann sollte die Hotte Ferien haben, dann ging ihre Trägerin nach Clausen mit.

Daß sie oft schon eine Wallfahrt getan und ein Kreuz getragen, das kam der Katrine gar nicht in den Sinn. Jetzt wollte sie zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich und richtig wallfahrten gehn. Nach Eberhards Clausen. Sie freute sich: da würde sie Ruhe bekommen — ach, und vor allem der Hannes auch! Sie mußte jetzt zu oft an ihn denken, denn immer, wenn sie unten durch den Wald an der Üß kam, wo die Buchen so dicht stehen, daß es ganz dämmrig ist selbst am sonnigsten Tag, fiel es ihr ein, wie sie ihn hier unten gesehen hatte zum ersten Mal, als er Holz fällte. Sie hatte ihn dann noch manches Mal hier getroffen, weil sie noch keinen Schatz hatte und doch gern einen haben wollte.

Und der Hannes, stand er nicht leibhaftig jetzt auch wieder hier?! Sie sah ihn ganz deutlich. Er hatte sein altes blauwollenes Wams an und eine Axt in der Hand, und er machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte: ‚es tut mir leid, daß ich dich geschla-

gen habe. Huh, jetzt muß ich ewig brennen dafür im Fegfeuer!'

Ach, daß sie sein trauriges Gesicht doch froh machen könnte! Sie selber hatte ihm ja gern verziehen in der Stunde seines Todes — aber wenn der Herrgott ihm nicht verziehen hatte? Wenn der ihm nun seine Grobheit, seine Faulheit, seine Betrunkenheit ewig nachtrug? Der Hannes darum nicht Ruhe fand in seinem Grabe?!

So oft sie vorbeikam, immer sah sie ihn zwischen den Bäumen stehen. Und das Herz fing ihr jedesmal an zu sinken, ihre Kniee zu wanken. Sie zog den Rosenkranz, aber sie konnte nicht beten. Ihr Hannes, ihr alter Hannes, sollte der nicht sitzen in der himmlischen Ruh?! Ihre Augen füllten sich mit schweren Tränen, langsam, wie Harz sickerten sie ihr die rissigen Wangen hinab. Ja, sie mußte mit nach Eberhards Clausen, sich Ruhe erbitten für seine Seele! — — — — — — — — — — — —

Es war das größte Ereignis im Hontheimer Jahr, wenn die Prozession ausrückte, um nach Clausen zu gehen. Tage vorher wurde schon gerüstet, Hemden gewaschen, Unterröcke gesteift, die schwarzen Kirchenkleider gebürstet, frisches Brot gebacken, um es mitzunehmen. Vorzüglich machten sich Weiber auf; die haben ja immer die meisten Anliegen.

Als die Kunde durchs Dorf flog, die Botenfrau wolle auch mitgehen, kamen gleich etliche zu ihr

gelaufen: da konnte sie ja gut einen Auftrag mitnehmen, auch noch etwas besorgen für andre Leut. Aber die Katrin war dieses Mal taub. Selbst der dicken Lies, der reichsten Bäuerin von Hontheim, die ihr eine Mark bot und zwei Pfündchen Speck, wenn sie ihr wollte eine Kerze aufstecken und ein Beinchen von Wachs aufhängen in der Gnadenkapelle für ihren Mann, den die Gicht plagte im linken Bein, schlug sie's rund ab: „Nä, dies Maol giehn ech noren für meinen Hannes. Ech holen die Hott nao Clausen net mit!" Hartnäckig blieb sie bei ihrer Weigerung. —

Der Tag der Wallfahrt war gekommen. Es war ein frisch-kühler, herbstlicher Morgen; ein herber Wind scheuchte die Teilnehmerinnen der Prozession, in ihren flatternden schwarzen Röcken wie Raben in aufgeplustertem Federkleid, vor sich her übers weite Plateau. Aber die Katrin, deren Tagwerk es doch war, immer zu laufen, der die acht Stunden nach Clausen eine Kleinigkeit sein mußten, so wie sie es gewohnt war, kam gar nicht gut mit voran. Fehlte ihr etwas? Sie schnaufte, sie wurde immer langsamer, sie war ganz blaß und schauderte nur so vor Frost.

Die Nächste bei ihr in der Reihe, die lahme Näherin, die aber heute lief, als hinke sie nicht, rief sie an: „Wat is dat met Eich? Seid Ihr onüwel gäwen? Esu kommt Ihr net hin!"

Nein, das kam sie auch nicht. So nicht! Das fühlte die Katrin wohl. Und sie schrie durch den blasenden Wind der anderen zu: „Ech kommen Eich nach, ech muß noch emaol retour!“ Und rannte zurück.

Als die Prozession zum ersten Mal rastete, hatte die Katrin ihre Hontheimer schon eingeholt. Und nun war sie munter und warm — auf ihrem Rücken trug sie die Hotte. „Ech haot mich esu geriest, duh sein ech rasch gelaufen, für wieder mein Hott auf den Buckel zu holen. Etweil gieht et gud!“

Und es ging sehr gut. Mit der Hotte auf dem Rücken war sie vors wundertätige Bild getreten. Da hatte die Schmerzhafte Muttergottes mild gelächelt.

Vergnügt, mit räumigem Schritt — die Hotte hüpfte federnd im Takt des Geschwindmarsches — kam die Botenfrau heim. Langsam wie Schnecken waren die anderen die letzten Wegstunden gekrochen, alle waren todmüde, aber sie wollte gleich morgen mit dem früheſten in den Üßwald hinab. Ob der Hannes noch so traurig dort stand?! — — —

Im Buchenwald rauschte das herbstliche Laub, die Üß rauschte auch, es strich wer durch den Forst mit erkältendem Hauch — war es der Hannes?! Gras und Kraut duckten sich, es schauerte alles. Aber er, den die Witwe suchte mit bangem Auge, den sie fürchtete wieder zu sehen hinter jedem

Stamm, im alten Wollenwams, die Axt in der Hand, der stand heute nicht mehr hier.

Gott sei gelobt, die Schmerzhafte Muttergottes zu Clausen gepriesen viel tausendmal! Die Brust der Frau hob sich in einem tiefen Seufzer: deß, was wie eine Last auf ihr gelegen mit schier schmerzlichem Druck, deß war sie nun ledig! Der Hannes hatte jetzt die ewige Ruh!

Aber gleich darauf verzog sich das verfaltete Gesicht, die Lippen fingen an, ein wenig zu zucken. Das Weiblein stammelte und schüttelte betrübt seinen grauen Kopf; es wußte nicht recht, warum es ihm trotz der Erlösung auf einmal so schwer auf der Seele ward — den Hannes, den sah es nun wohl nimmermehr!

* * *

Seit der Wallfahrt nach Clausen war nur ein Jahr vergangen, aber die Botenfrau hatte stark gealtert in dieser Zeit. Ihr verfaltetes Gesicht war ganz schrumplig geworden, die Gänge waren zu hart gewesen im vergangenen Winter. Der war schwer und lang, und es hatte viel Schnee gegeben; einen Schnee, in dem sie einmal beinah erfroren wäre, als sie durch die Ußschlucht heraufstieg im Dämmergau. Niemand anders war hier entlang gekommen als ein paar Wildsauen, sie hatte sich selber den Weg bahnen müssen, Tritt für Tritt; da-

von wurde sie sehr müde. Hätte des Revierförsters Stimme, der auf Holzdiebe fahndete, sie nicht aufgeschreckt mit einem groben: „Wollt Ihr widder Holz stehlen?“ und wäre er durch die Büsche nicht auf sie zugestapft mit drohend erhobenem Arm, sie hätte nicht mehr die Kraft gehabt, sich aufzureißen aus der kleinen Schneemulde, in die sie sich gesetzt hatte, den Rücken mit der Hotte gegen einen schützenden Stamm gelehnt. Und ein andres Mal war sie ausgerutscht und hatte sich den Schädel an einem Stein so blutig geschlagen, daß es eine ganze Weile dauerte, bis sie wieder wußte, wo und wer sie war.

Nun nahm sie die Seph mit. Die war ein ganz hübsches Mädchen von zwanzig, dem man es nicht ansah, daß es so dumm sein würde, sich mit dem erstbesten einzulassen. Es war eine böse Überraschung für die alte Frau, als eines Tages die Seph, die mit heißem Kopf und wogender Brust neben ihr den Hontheimer Berg hinaufkeuchte, sich plötzlich bei einem Busch niederplumpen ließ, die Kniee hochzog, den Kopf darauflegte und unter Heulen hervorstieß: „Ech kann net mieh!“ Da wußte die Mutter sofort, was die Glocke geschlagen hatte.

Die Junge weinte, die Alte schalt; sie gab der Tochter Ohrfeigen rechts, Ohrfeigen links, aber das änderte nichts an der Sache. Die Seph, die dumme Person, hatte sich mit einem Mannsbild eingelassen, dicht beim Bad unterm Brückenbogen der Üß; die

Mutter hatte gerade lange genug drinnen im Badhotel verweilt.

„Wän is et dann? Wie heißt hän dann? Dau Onglücksmensch! Wuh wohnt hän dann?“

Auf all das wußte die Seph nicht Bescheid. Sie hatte ihn doch nicht nach so viel fragen können im Handumdrehn. Da schickte die Alte sich denn mit einem Seufzer darein; sie lud auch das noch auf ihren Buckel.

Man mußte ein Mitleid mit der Katrin haben, die hatte wirklich an ihrer Familie nicht viel Pläsier! Hontheim bedauerte seine Botenfrau. Nicht genug, daß der Mann so getrunken hatte, und die beiden Söhne, die zu Mettlach in der Fliesenfabrik ganz gut verdienten, der Mutter nie einen Pfennig schickten, nun hatte sie auch noch das Malheur mit der Seph! Es kehrte sich ein lebhafter Unwille gegen die Tochter: die sollte nur noch so dumm lachen oder heulen, als ob sie der Bock stieße, das alles machte das Geschehene nicht wieder gut! Sie sollte lieber zusehen, daß sie den Menschen zu fassen kriegte, damit sie ihn verklagen konnte, wenn er nicht gutwillig zahlen wollte. — —

Es war ein Herbstnachmittag, schon etwas bleichsonnig, als die Botenfrau wiederum von Alf zurückwanderte. Sie hatte heute morgen auf dem Herweg schwer aufgehuckt gehabt, nun hatte sie's auch nicht viel leichter; sie brachte der reichen Lies für

ihre Kabbesköpfe eine ganze Trage Irdengeschirr heim. Es war so hoch aufgetürmt in der Hotte, daß es ihren Scheitel weit überragte, sie ihr Köpfchen darunter ducken mußte wie eine kleine Schnecke sich duckt unter einem zweimal größeren Haus.

Auch die Seph kam noch nachgeschleppt mit zwei Henkelkörben voll Einmachekruken für die Barbara und Tassen und Teller für die Frau Lehrer. Sie keuchte gewaltig; immer war sie zwanzig Schritt hinter der Mutter zurück, verdrossen und unlustig. Aber jetzt auf einmal setzte sie sich in Trab.

Wo das harte Pflaster der Straße sich in weichen Chausseestaub löst, die Weinberge aufhören und die Lohhecken anfangen, steht das letzte Wirtshaus von Alf. Unter dem Kranz aus grüngestrichenem Blech mit blauen Trauben kamen jetzt ihrer drei heraus, stolperten über den Weg und huben ein Lied an. Kaum hatte das Mädchen den mittelsten recht ins Auge gefaßt, so wurde es auf einmal blutrot, all seine Sommersprossen schienen Funken zu sprühen. „Modder! Pst, Modder!“ Verdächtig klirrte es in den Körben, die Seph hatte darauf nicht acht.

Die Mutter drehte sich um: vor Betrunkenen brauchte man doch nicht bange zu sein!

Aber die Seph wisperte zitternd, mit fliegendem Atem: „Modder, dän is et!“ Und ließ den einen Henkelkorb fallen, streckte den Arm aus und wies

mit anklagendem Finger auf den mittelsten der drei Männer: „Modder, lao is hän — lao!"

Kruken und Teller lagen im Straßenstaub. Das Mädchen weinte: „Modder, dän is et gewesen, ech erkennen hän eweil an sei'm schiefe Maul!"

Da stieg die Katrin über die Scherben weg, stiefelte stracks den Männern nach, stellte sich vor den hin, den die Seph ihr gewiesen hatte, und sprach: „Also Ihr seid dän Kerl?! Heigebliewen! Nä, et gift net strawäzt!"*)

Er hatte Miene gemacht, sie beiseite zu schieben — was wollte die alte Hexe? — sie aber faßte ihn vorn bei der Joppe. Da half kein Abwehren. Sie schüttelte ihn: „Mein Dochter haot Ihr in die Schand gebraach — lao stieht dat dumm Mensch, hat die schien Telleren kaputt geschmiß, on heult sich eweil die Augen baal aus. Kommt noren bei se!"

Der Mensch war so verdutzt, daß er kein Wort hervorbrachte. Die Kameraden hatten ihn im Stich gelassen, sie lachten und strebten so schnell als ihre unsicheren Füße sie trugen, davon zu kommen.

Eine ungeahnte Kraft steckte in der dürren Weiberfaust, sie zog den Mann hinter sich her, zur Seph hin. Die kauerte im Straßenstaub bei ihrem zerbrochenen Geschirr und heulte zum Steinerweichen.

Der Mann erkannte sie nicht. Mit einem ganz

*) fortlaufen, ausreißen.

dummen Gesicht sah er von dem einen der Weiber zum andern: wenn er auch dreist hätte schwören können, die Junge noch niemals gesehen zu haben, ganz wohl war ihm bei der Sache doch nicht. Es mochte ihm etwas dämmern. Sein Rausch verflog, er war plötzlich nüchtern. Und er hatte gar keinen Mut, dem alten Weib, dem die Hotte so drohend über die Haube ragte, zu widerstreben. Er stand still, sah sich das Mädchen an mit erschrockenen Augen und schlug dann die Blicke zu Boden.

Die Seph schenkte ihm auch keinen Blick; sie hielt sich die Augen zu und weinte in einem fort.

Da sagte die Mutter an ihrer Statt: „Jao, jao, Ihr seid et; dat siehn ech wohl. Eich schlät dat Gewissen. Ihr könnt jao net grad kucken mieh. Schämt Eich! Net emaol ‚exusört‘ haot Ihr zu dem Mädche gesaot!“

„Nä,“ schluchzte die Seph.

„Etweil maacht Ihr dat widder gud. Duht Eier Schulligkeit — wanneh is de Huchzeid?“

Der Mann machte einen Satz, er wollte entfliehen, aber die dürre braune Hand packte ihn wieder fester. Die schrille Stimme des Weibleins überschrie sein: „Was geht mich an? Bin ich fremd. Arbeit ich erst kurz hier an Tunnel. Psia krew, versteh ich gar nix!“

„Oho, Ihr mech net verstiehn? Ech verstiehn Eich jao. On wenn Ihr en Pollak seid oder en

Italjäner oder su'n annere dreckige Kerl, Ihr heiraod dat Seph. Vorangemaach!" Sie stieß ihn auf die am Boden Kauernde hin. „Helft dem Mensch uf! Ond dann kommt mit bei dän Hähr Pastor, dat mir dat Aufgebot stracks bestelle!" —

So schnell wie die Katrine sich das mit der Hochzeit dachte, ging das nun doch nicht gleich. Und so einfach auch nicht. Der Bräutigam war weit her, aus Oberschlesien; man mußte seine Papiere zuvor kommen lassen. Er arbeitete erst seit dem Frühjahr im Rheinland, war gerade auf seiner Wanderung zum neuen Bahnbau gewesen, als er der Seph begegnet war an der Brücke der Üß. Zuerst schimpfte er, fluchte und knirschte mit den Zähnen, verwünschte sich und die Gottesmutter, die es zugelassen hatte, daß er diese Straße marschiert war, die zudem noch ein Umweg gewesen war; aber dann schickte er sich doch darein. Was sollte er denn auch machen?! Die Seph beharrte auf jeder Einzelheit, da mußte er sich auch erinnern. Und ein hübsches Mädchen war sie ja. Und sehr freundlich. Und ihre Mutter wollte alles hergeben, was sie nur irgend entbehren konnte.

Er war ein gutmütiger Kerl. Zudem hatte sich die Alte hinter den geistlichen Herrn gesteckt; da gab's kein Entrinnen. Ende Oktober, ehe der Winter anbrach, sollte die Hochzeit gefeiert werden.

„Mein Seph, dat kömmt zu wohnen nao Alf," sprach mit ungeheurem Stolz die Katrin.

Die alte Frau war befriedigt und dankbar; nun war sie die Sorge los um die Seph. Die kriegte einen Mann, der zudem noch gut verdiente. Wenn nur der Hannes das noch hätte erleben können!

Aber e i n e Sorge quälte sie doch noch: was sollte sie anziehn zu einer so feinen Hochzeit? Sie überlegte bei Tag und bei Nacht: ob sie sich wohl bei der lahmen Näherin ein Kleid nähen ließ, eins aus bunter Wolle? Schwarz wie in Trauer konnte sie doch nicht gut zur Hochzeit gehen; ihr Schwarzes war zudem nicht mehr ganz stattlich, sie trug es ja auch über zwanzig Jahr. Es hatte gelitten auf der Clausener Wallfahrt, da hatte ihr die Hotte den Rücken zerscheuert. Die Ellbogen fingen auch an, durchzustoßen, und hielt man die vordere Rockbahn gegen das Taglicht, schien die Sonne durch fast wie durch ein Sieb. Und zum Flicken hatte sie nicht mehr ein einziges Läppchen. Aber ein neues Kleid, das kam viel zu teuer; sie würde wohl auf die Hochzeit verzichten müssen. Ihrer Tochter konnte sie doch nicht die Schande antun, daß die Leute die fragten: „Wer is dann dat Bettelmensch?"

Sie überlegte in einem fort: ob sie die Barbara wohl bitten sollte, ihr ein Kleid zu borgen? Die ging so fein. Aber die Pfarrköchin war ja dreimal

so dick, deren Staat würde sie verlieren von ihrem Gestell. Ach, wenn sie am Ende die Altardecke kriegen könnte, die alte von violettem Tuch, die nicht mehr gebraucht wurde, so vergessen in der Sakristei lag, daß die Spinnen drauf spannen! Die war noch ganz schön, man konnte etwas Feines draus schneidern! Aber es gebrach ihr an Mut, um so etwas zu fragen.

Da gab die liebe Muttergottes, zu der sie fleißig betete, der Madame unten im Badhotel es in den Sinn, daß die eines Tages anfing in ihren Schränken zu kramen. Und sie fand ein Kleid, das sie einstmals getragen hatte, als sie noch jung und schlank war und in einer Mode ging, nach der man jetzt nicht mehr fragte. Das Kleid war ehedem Changeant gewesen — grüngoldig-braun — wenn man's in der Sonne sah, war man noch geblendet. Dann war es ganz gelb.

Die Botenfrau kam grade dazu, als die Madame vorm Schrank stand, das Kleid gegens Licht hielt und prüfte, ob es noch zu irgend etwas zu verwenden sei. Nein, es lohnte der Mühe nicht! Sie wollte es zu den Lappen werfen, da sah sie die Augen des Weibes, das bescheiden draußen auf dem Gang vor der offen gebliebenen Türe stand — „Kaaft Ihr heut Eier?" — so sehnsüchtig darauf gerichtet, mit einem so großen Verlangen, daß sie lachend fragte: „Wollt Ihr et am End?" Es war

mehr aus Spaß gesagt: was sollte das arme Weib mit dem seidenen Kleid?

Aber die Katrin besann sich nicht lange. Jesus, so ein schön Kleid! Sie griff mit beiden Händen schnell zu: „Merci, dat nehmen ech gären!“

Und stellte die Hotte auf den Boden und stieg aus dem elenden Blaudruckrock heraus und hängte sich das seidene Kleid über die Knochen und stand nun da wie eine Prinzessin. Ein Sonnenstrahl fiel durchs Fenster auf sie, sie wurde geblendet vom eignen Glanz: „Jesses, wat sein ech esu nobel!“ Sie drehte sich rund herum, hielt die Arme dabei steif vom Leibe ab, sah an sich links herunter, sah an sich rechts herunter und verdrehte fast das Genick, um sich auch von hinten noch zu besehn.

* * *

Wenn der Hannes sie so hätte sehen können!

Ein geputztes Weib stieg den Hontheimer Berg hinab. Es ging denselben Weg, den die Frau mit der Hotte pflegte zu gehen. Aber die Katrin erkannte sich heute selber nicht. Sie ging ohne Hotte; aufrecht und stracks ging sie einher, brauchte nicht den Kopf zu ducken und sich krumm zu bücken. Heute drückte keine Last ihr den Rücken mehr, heute war sie los-ledig.

Lange hatte sie heute bei Sonnenaufgang vor der Hotte gestanden, die am Bett lehnte, mit hän-

genden Riemen, und hatte sie angesehn mit zweifelnder Miene: sollte sie die mitnehmen — sollte sie nicht?

Es war ihr, als spräche die Hotte vernehmlich: „Nimm du mich mit!“

„Je, dat gieht doch net an, esu fein angedahn, on dann met der Hott!“ Wie sich entschuldigend, hatte die Katrin es laut gesprochen, die Hotte auf den Buckel geklopft und ihr zugenickt. — — — —

Das Seidenkleid wehte dünn-flattrig im Herbstwind; wie ein gelbes Blatt, das vom Baum gefallen, wirbelte das alte Weibchen von der Höhe herab. Häher und Elstern auf den untersten Ästen fuhren kreischend in die oberen Wipfel hinauf, auch die Rehe, die sonst die Frau mit der Hotte nicht scheuten, äugten ängstlich und zogen sich ins Dickicht zurück. Das Kleid war so gelb; es schrie schon von weitem.

Seine Trägerin raffte es sorgfältig — ihr Kleid, ihr herrliches Kleid! — noch nie in ihrem Leben war sie so fein gewesen. Dem mußte man schon ein Opfer bringen. Sie dachte an ihre Hotte, die nun einsam stand.

Es wurde ihr kalt. Das war heute ein garstiges Wehen! Fester zog sie den alten Dreieckschal um ihr Kleid zusammen und schob sich das Kopftuch tiefer über die Haube. Es wurde ihr nicht wärmer, auch beim Laufen nicht. Und doch hätte ihr die Freude warm machen sollen: ihre Seph machte heut

Hochzeit, es gab Kaffee und Kuchen. Zwetschenkuchen, Apfelkuchen, da backte die Seph schon seit Tagen dran unten beim Bräutigam. Und Zucker gab's in den Kaffee.

Warum ihr Herz nur nicht so hüpfte, wie es heut hätte hüpfen sollen? Sie faltete die Hände und murmelte etwas in sich hinein; das klang wie eine Entschuldigung.

Die Katrin war ganz blaß geworden, fast furchtsam sah sie sich um: der Tag so grau, ringsum kein Haus, so weit sie sehen konnte, auch nirgend ein Mensch. Es schauerte ihr über den Rücken, sie seufzte auf: Jesus, wie allein war sie heut in der weiten Welt! Sie sehnte sich plötzlich nach ihrer Hotte.

* * *

Es war betrüblich, daß es mit der Botenfrau nicht mehr wie sonst voran wollte. Der November mit seinen Stürmen und dem Schnee war gekommen, das alte Weib würde es wohl nicht lange mehr machen können, nach Alf zu gehen.

Aber davon wollte die Katrin durchaus nichts wissen. So lange sie denken konnte, war sie immer gelaufen, hatte die Last auf dem Buckel kaum je gefühlt. „Jesses Maria, wat sollen ech dann maachen, wann ech net mieh met meiner Hott nao Alf giehen kann?!"

Sie hatte einen bösen Husten.

Wenn sie doch wenigstens einen Tee trinken wollte! Die Pfarrköchin schickte Schafgarbentee, auch Brombeerenblätter und weiße Taubnessel wurden aufgebrüht. Das schmeckte alles sehr gut, aber nutzen tat's nicht. Und auch Besprechen half nicht. Immer knapper wurde der Katrin der Atem, sie konnte nachts nicht mehr schlafen vor Rasseln und Stechen in ihrer Brust.

Ja, wenn Besprechen nicht half, dann sollte sie es doch einmal mit dem Doktor versuchen! Sie redeten ihr alle zu: der Alfer war ganz gescheit, und wenn er sah, daß sie arm war, dann nahm er ihr auch nichts ab. — — —

Der Doktor hatte gesagt, sie dürfe nicht mehr so durch Wind und Schnee laufen, und hatte ihr eine Medizin verschrieben zum Beruhigen und zum Lösen. Die sollte sie fleißig einnehmen, damit ihre Lunge sich wieder ruhte; und sie sollte sich warm zu Hause halten, dann würde es schon wieder werden mit ihr. Aber sonst nicht. Das hatte er recht grob gesagt und sie angesehen dabei, als wolle er sie fressen.

Zögernd stand die Frau mit der Hotte vor der Apotheke, das Rezept in der Hand. Da drinnen war sie noch nie gewesen. Die in Hontheim nahmen nicht Medizin ein, die glaubten nicht daran, und glaubt man nicht daran, so hilft sie ja auch

nicht. Scheu stand die alte Frau an der Tür; sie wäre noch nicht hineingegangen, hätte der Husten sie nicht so überfallen, daß sie sich förmlich krümmen mußte dabei.

Sie trat ein, tiefer gebückt als sonst unter der Last ihrer Hotte. Sie legte dem Apotheker das Rezept auf den Tisch: „Seid esu gud!"

Nur ein Weilchen mußte sie warten. Hinter dem Ladentisch pantschte der Mann geschwind etwas aus einem Fläschchen ins andre, wog etwas ab, tat das auch noch dazu, schwenkte, schüttelte, und schob ihr dann das verkorkte Fläschchen über den Ladentisch zu: „Eine Mark fünfzig!"

Sie sah ihn an.

„Eine Mark fünfzig!"

Sie sperrte den Mund auf.

„Eine Mark fünfzig!" wiederholte er jetzt zum dritten Mal, nun schon ungeduldig, und streckte die Hand aus, das Geld in Empfang zu nehmen.

Da mußte sie laut herauslachen: für s o dumm hielt der sie?! „Ihr seid en Naorr, so vill bezaohlen ech net!" Für das bißchen Wasser im Fläschchen, das nach gar nichts aussah, soviel Geld geben? „Ech zaohlen Eich fünnefzig Penning, dat is mieh als genug!"

„Eine Mark fünfzig," behauptete er hartnäckig.

Und als sie sich nicht daran kehrte, aus der Tasche ihres Unterrocks fünf einzelne Groschen vor-

kramte, die behutsam auf den Ladentisch herzählte, wurde er grob: „Dummes Weibsbild, hier wird nicht gehandelt! Zahlt die eine Mark fünfzig, und dann macht, daß Ihr rauskommt; ich hab keine Zeit!“

Da wurde sie aber auch grob: „Behaalt Eiren Dreck! Dann holen ech Eiren Dreck gaor net ein!“ Und trapste hinaus, schlug die Tür hinter sich zu und stand dann draußen und schnitt der Apotheke ein böses Gesicht, obgleich sie lachen mußte über den dummen Menschen, der sie hatte so übervorteilen wollen. Hustete vor lauter Lachen und hustete noch immer, als sie schon im tiefen Schnee den Wald an der Üß durchstapfte. Sie wurde ganz matt davon.

Plötzlich blieb ihr der Atem stehen, sie dachte, sie müßte ersticken, kaum daß sie noch ein „Maria hilf“ hervorstoßen konnte — — — da stand ihr Hannes wieder beim Klafterholz!

Er hatte sein altes Wollenwams an und die Axt in der Hand. Und er sah sie an, wie er sie noch nie angesehen hatte. Und er war ihr auf einmal so nah, so merkwürdig nah, sie konnte bald seine Hand ergreifen.

Dieselbe ungeduldige Sehnsucht, die sie einst verspürt hatte, ehe sie die Seine geworden war, dieselbe Zärtlichkeit, die sich dann doch so bald verloren hatte im Leben, die fühlte sie jetzt noch einmal wieder. Fühlte die so stark, daß es sie zu ihm hinriß

mit aller Gewalt. Sie streckte die Arme aus nach ihrem Mann, sie nickte ihm zu — und dann wankte sie langsam, ganz langsam die Hontheimer Steige hinan.

— — — — — — — — — — — — — — —

Den Hontheimern war es leid um ihre Botenfrau; die war nun gestorben. Sie hatte sich den Tod geholt, als sie gegangen war — zum ersten Mal ohne Hotte. Sie hatte ihre Last getragen ihr Leben lang. Ihrer ledig zu sein, das trug sie nicht.

Die Heimat

Der Bräuersch Lippi war nie vom Dorf fortgekommen. Er stieg nur von der Höhe herab, um unten im Bädchen die Zigarrenstummel aufzulesen, die die reichen Kurgäste nicht zu Ende geraucht hatten. Und dann war es ihm, als käme er nach Paris. Ganz scheu guckte er sich um: Jesus Maria, war das eine Welt, schier gewaltig! Da war das Kurhaus, wo sie in den Zeitungen lasen und sich auf einer Wage wiegen ließen, als wären sie ein Schlachtvieh. Da war das Dächelchen, darunter sechs Mann fiedelten und bliesen, sage sechs Mann, ihrer mehr als zur Kirmeß im Dorf. Da war die Quelle, wo man warmes Wasser trinken konnte, wenn man wollte. Und da war das Haus, darin sie sich badeten.

Der Lippi schüttelte den Kopf: Wasser — baden?! Er wunderte sich über die reichen Leute: die hatten das doch nicht nötig. Selbst er, der Lippi, badete sich ja nicht einmal; seitdem ihn die Marijusepfrau in den Zuber getunkt und er, darob entsetzt, die Welt doppelt laut angeschrieen hatte, hatte er nicht zu baden gebraucht.

Aber schön war es hier, und so vornehm, daß

er es nicht wagte, in der Mitte der Straße zu gehen, sondern sich bescheiden an den Häusern entlangdrückte. Er hielt sich immer im Schatten, und wenn der Ortsgendarm auftauchte, dann duckte er rasch unter hinter irgend einer Tür oder Mauerecke. Er bettelte ja nicht, o nein, er las nur das auf, was andere nicht mehr mochten. Aber der Gendarm glaubte das nicht; der hatte ihn schon ein paar Mal im Genick gepackt, ihn vors Bädchen hinausgeführt, wo die blühenden Anlagen aufhören und die Straße steil ansteigt gegens Eifelplateau, hatte ihm da einen Stoß gegeben, daß er gleich drei Ellen weit wegflog und geschrieen: „Maacht, dat Ihr wegkommt! Hei wird net gebettelt!"

Aber der Lippi kam doch immer wieder: der Herr Gendarm meinte es ja gar nicht so bös'. Und die Zigarrenstummel schmeckten so gut, und die reichen Leute waren auch so gut, die schenkten ihm sogar ab und zu einen Groschen. Er ging sie nie darum an, er blinzelte nur freundlich mit seinen rotgeränderten, trüben Augen; und seine weißen Haare, die lang und dünn unter der alten Kappe auf den schmierigen Rockkragen fielen, zitterten wie Spinnwebfäden im Wehen der Luft.

Der Lippi wohnte oben zu Kenfuß. Wenn er beschenkt und dem Griff des Gendarmen entronnen, die Kehren der Straße zu seinem Dorf hinaufstieg, war er sehr glücklich. Er spitzte die Lippen zum

fröhlichen Pfeifen: war das eine freie Luft und eine warme Sonne, und eine rauschende Üß und ein goldiges Grün auf den Rasenhängen unter der schwarzen Ley! Nirgendwo in der Welt konnte es besser sein. Der Sommertag war so schön, daß man schon den Winter dafür in den Kauf nehmen konnte. Brennholz konnte man sich ja auch genug sammeln, um sich die Stube zu heizen; und wenn's allzu grimmig war, kroch man gar nicht aus dem Bett heraus, sondern blieb darin liegen und verschlief auch den Tag, der ohnehin dunkel war wie eine Nacht, denn das Fensterchen war dicht verstopft.

Dann kamen die Träume, die Erinnerungen, und besuchten den Lippi. Er hatte einmal eine Frau gehabt und auch Kinder. Es war schon lange her. Die Kinder waren groß geworden und in die Welt gegangen; er hatte sie ungern ziehen sehen, aber sie hatten sich eben nicht halten lassen. Nun waren sie am Ende gestorben? Er glaubte es sicher, denn sie hatten lange nichts von sich hören lassen. Und seine Frau war auch tot. Die hatte Trina geheißen. Eine gute Frau. Die hatte sich immer fleißig dazugehalten, daß sie etwas verdiente; in den Taglohn war sie gegangen zu den Besitzern, Beeren hatte sie gesammelt und herunter ins Bad getragen, Winters hatte sie gesponnen für die Bauersfrauen, und Botengänge war sie gelaufen. Er hatte immer sein gutes Auskommen gehabt.

Nun hatte er freilich keinen Speck mehr zu seinem Brot, und selbst das manchmal nicht; aber es machte ihm nicht viel aus, dann wartete er eben, bis er wieder welches hatte, und das schmeckte dann doppelt gut. Den Hunger, der weh tat, empfand er eigentlich nie. Er hatte ja die gute, gute Luft, die nährte und machte lebendig wie eine kräftige Suppe, eine Suppe, wie sie der Herr Pfarrer ißt: Brühe von Fleisch mit lauter Fettaugen darauf. Er hatte solche verkosten dürfen am Fest ‚Heilige drei Könige', als er an des Herrn Pfarrers Küchentür stand und mit trüben Augen freundlich blinzelte. Die Suppe hatte ihm warm gemacht mitten im Schnee.

Aber die liebe Sonne, die machte noch wärmer. Wenn die erst so recht beständig vom Himmel herunterschien, dann war es herrliche Zeit. Dann sprangen überall Quellen, man brauchte nur die Kappe vollaufen zu lassen, um sich sattzutrinken. Und es gab so viele Nester mit Eiern darin, und überall reiften Beeren, und auf den Äckern wuchsen Rüben und Kartoffeln, und um die Heiligenbilder neigten sich Apfelbäume. Und es gab vor allem Zigarrenstummel. Wie ein Hamster trug der Lippi die zu seinem Bau.

Er hatte eine große Sammlung, von der zehrte er noch im Winter. Wenn unten das Bad längst verödet lag, die reichen Leute alle fort waren, dann hockte der Lippi oben auf seinem Laubsack und

schmauchte noch ihre Stummelchen in dankbarer Erinnerung. Ein zufriedener Ausdruck verließ nie sein Gesicht.

Aber dies alte, stumpfe, verfurchte, ungewaschene Gesicht konnte sich verschönen in einer wahrhaft verklärenden Heiterkeit, wenn die Kleeäcker rot blühten, die Lupinenfelder goldgelb, die Rübenpflanzungen grünten, das Korn sich in bleichenden Wogen wiegte. Dann wurden die trüben Augen des Lippi so hell. Wie Falken äugten sie in die Ferne, wo auf dem Hochland, tief-blau und duftumflimmert, die Kuppen der Berge sich aufstülpen, wo stille Maare sich im Sonnenschein spiegeln und ernste Wälder ihre Schatten werfen. Und wenn er den Blick von da abkehrte, herunterschaute vom Rande der Ley, dann sah er unten im Tal das Band der Üß sich silbern schlängeln durch Buchenkronen, sich Rasenhänge weich senken, sah weit übers Bädchen hinaus, Höhen und Schluchten, Berge und Täler bis hin zur Mosel, und jenseits dieser den Rücken des Hunsrücks, den die bestellten Felder in hellen und dunklen Vierecken karieren. Dann glänzte in seinem verwitterten Gesicht eine Liebe, wie er sie zu nichts anderem je empfunden hatte. Auch zur Trina nicht. Die war ja tot; kalt wie Eis und steif wie ein Scheit Holz hatte sie auf dem Schragen gelegen. Diese hier aber war ganz und gar lebendig, sah ihn an mit lebendigen Augen, sprach zu ihm mit

lebendiger Stimme, nickte ihm zu mit lebendigem Lächeln, so lieb, so vertraut, daß sein altes, langsames Herz schneller zu schlagen begann, daß es klopfte wie das eines glücklichen Kindes, das in die Arme der Mutter eilt. — — —

Der Ortsvorsteher und der Pfarrer besprachen sich über den Lippi, als es wieder einmal anfing, Winter zu werden. Es ging doch nicht an, daß man den alten Mann sich noch so selber überließ; nun er nicht mehr draußen herumstrolchen konnte und die Fremden anbetteln, ging es ihm gar kläglich. Er fiel der Gemeinde zur Last, und die hatte schon Lasten genug. Wenn man ihn doch im Landarmenhaus zu Trier unterbringen könnte!

Aber hiervon wollte der Lippi nichts wissen. Was wollten sie denn? Ihm ging es ja sehr gut. Er hatte Brennholz, er hatte ein Bett, eine Stube, so weit und leer, daß er Polka drin tanzen konnte, wenn es ihm beliebte; und er hatte seine Zigarrensammlung. „Merci!“ Um ihn brauchten sie sich keine Mühe zu machen, er sorgte schon allein für sich. Sie konnten nur gehen und sich um andere kümmern, die es nötiger hatten. —

Aber der Winter wurde diesmal besonders kalt. Ein schneidender Nord schnob alltäglich um die schwarze Ley und schien das Dörfchen, das nackt und preisgegeben bei der Kraterkuppe fror, wegpusten zu wollen. In die leere Stube des Lippi stach der

Wind wie ein Schwert, die arme Hütte schien ganz durchlöchert. Ängstlich pfeifend fegten die Mäuse über den kahlen Estrich und suchten sich anderswo Unterschlupf. Das Dach war halb abgeweht, das Sparrenwerk zeigte sein Gerippe.

Dem Lippi klapperten die Zähne. Das Reisig, das die Armen sich sammeln dürfen, machte dieses Jahr gar nicht so warm wie sonst, es flackerte wohl auf, knackte und prasselte, aber die Flamme sank schnell zusammen; bald war nichts übrig als ein Häufchen toter Asche.

Dem Hungrigen fror das Herz im Leibe. Aber um alles in der Welt wäre er nicht an des Pfarrers Küchentür gegangen und hätte sich da eine Suppe geholt. Der Pfarrer war wohl ein guter Mann und seine Suppe machte gut warm, aber — es packte den Lippi förmlich wie Angst — nein, nein, lieber nicht da stehen! Dann würde der Herr Pfarrer wieder sprechen: „Ihr könnt hier nicht bleiben. Ihr sollt mal sehen, zu Trier, da kriegt Ihr es gut!"

Und wenn er da auch alle Tage Kuchen hätte und Braten und roten und weißen Wein — ein Essen, wie die Engel im Himmel es essen — er wollte lieber hier hungern! Der Lippi biß die Zähne aufeinander, daß sie nicht klappern konnten, und krümmte sich unter seinem Laubsack ganz zusammen, zog die Kniee herauf bis zum Leib und hielt die zusammengeballten Hände an den Mund.

Er pustete hinein, aber sein Odem war wie kalter Rauch; der konnte die erstarrten Finger auch nicht warm machen.

Der einsame Alte wäre eines Nachts schier erfroren; ein Wunder war es, daß er den Tag noch sah. Die Stummelsammlung war aufgeraucht, da ließ sich's der Lippi denn gefallen, daß sie ihn aufpackten und nach Trier spedierten.

Wie in einer Art Betäubung sah er die Ley schwinden und die aufgestülpten Kuppen des Eifelplateaus; sah nicht mehr die Hänge und Schluchten, die sich ineinanderschieben mit Nasen und Buckeln und das Bädchen verschlucken, das ihm die Welt bedeutete. Sah wie durch Nebel jenseits der Mosel den Hunsrück aufsteigen und diesseits noch die Marienburg am Rand des Flusses. Mit verwirrender Schnelligkeit trug ihn dann ein Eisenbahnzug in die Ferne. Er war noch immer nicht recht zu sich gekommen. Ganz stumm, ganz erschrocken saß er auf der Bank im überhitzten Wagen, hielt den Rosenkranz zwischen den Fingern, betete aber nicht. Er konnte nicht beten, er wußte keine einzige Litanei mehr, das Hirn war ihm wie herausgenommen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die zu Kenfuß waren froh. Nicht, daß sie den Lippi nicht gern gehabt hätten, der war ein Harmloser, tat keinem was zuleide, aber sie hatten selber

nicht viel zu beißen. Nun waren sie beruhigt: der Alte war versorgt.

Es war ein unerhört strenger Winter, und dazu noch ein sehr langer Winter. Erst Ende Mai wurde es grün. Dann aber auch mit einem Mal. Und so schön war es plötzlich, so herrlich, daß selbst der stumpfe Pflüger, wenn er hinter dem Pfluge dreintrottete, sein Gesicht gegen die Sonne hob und mit einer Art Begeisterung empfand: jetzt konnte man der Erde den Schoß aufreißen und hineinsenken, was Nahrung und Segen brachte und das Herz froh machte.

Wie Jubel klang es um die schwarze Ley. Da waren unendliche Flüge von Vögeln, die sie umflatterten, aus dem lichten Äther auf sie herabstießen wie eilende Segensboten. Nur Raubvögel nisten in der brüchigen Wand, aber nach der Stummheit des Winters war ihr Geschrei Gesang.

Eine jubelnde Fröhlichkeit stieg auf aus dem Tale der Üß; aus Fesseln gelöst, schäumend vor Übermut — eine befreite Kraft, ein wiehernder Renner — so stürmte der Wildbach gegen das Bad hinunter. Da waren im Kurhaus erst wenige Läden zurückgelegt, die Tische und Stühle standen noch nicht draußen; aber schon klopften pfeifende Knechte Teppiche und Decken aus, und handfeste Mägde sah man mit Wassereimern laufen. Und aus den geöffneten Türen drang das Geräusch vom

Scheuern und Bürsten. Und alles im Takt, im beschwingten Rhythmus der Frühlingsmelodie.

Noch waren die alten Kastanien der Allee, die zum Bade führt, nicht grün; aber fernhin über dem Buchenwald lag's wie ein zarter Schleier, und an den Kehren der Straße, die zum Plateau hinansteigt, blühte allerlei wildes Beerengebüsch und hing weiße duftende Wolken ans graue Gestein. Wo nur ein Rasenfleckchen war, prangte goldiger Himmelschlüssel, von Bienen umsummt. Ein Tönen war in der leichten Luft, eine Musik, von der man nicht wußte, woher sie kam, wohin sie ging; aber sie war da. Und sie erfüllte die Natur mit Siegesklang, mit den Fanfaren nicht endenwollenden Jubels.

Langsam kam ein einsamer Wanderer aufs Bädchen zu. Seinen Stecken trug er über der Schulter, und am Stecken ein Bündelchen; ein bißchen Habseligkeit im baumwollenen Sacktuch. Er hielt den Kopf gesenkt, guckte aufmerksam zur Erde, als suche er etwas. Plötzlich fuhr er herunter; hastig hob er's auf: ein Zigarrenstummel! Der Lippi lachte übers ganze Gesicht: das hatte er ja kaum zu hoffen gewagt — schon?!

Eine unendliche Zufriedenheit verschönte das verfurchte, ungewaschene, müde Gesicht. Gepriesen sei die heilige Jungfrau, da kam er ja gerade zur rechten Zeit! Der schlorrende Schritt wurde leich-

ter, wie ein Junger marschierte der Alte durchs Bädchen.

Ein paar Kinder, die auf der Straße Murmeln in kleine Erdlöcher kullerten, hielten mitten im Spiel ein; sie schrieen laut auf: „Dän Lippi is widder retur! Lippi, Ziehgaore! Hei sein'r welche!"

Er blinzelte sie freundlich an, er wußte, sie halfen ihm manchmal suchen. Daß sie ihn heute nur neckten, nahm er ihnen nicht übel; und als sie dreist hinter ihm herrannten, ihn am Rockschoß rissen: „Ziehgaore, Ziehgaore, Stinkadores-Lippi," schüttelte er sie nur sanft ab.

Er hatte es eilig. Die vorige Nacht war er schon gewandert und diesen ganzen langen Tag; es war von Trier barbarisch weit. Aber die Angst, daß einer hinter ihm dreinkommen und ihn wieder zurückholen könnte, hatte ihn immer weitergehetzt. Und noch etwas anderes hatte ihn zur Eile getrieben — jetzt nur noch die Kehren hinan, immer rascher hinauf! Die Arme weit breitend, stieß der alte Mann einen Freudenruf aus: da war sie ja endlich wieder, die Ley!

Von überquellender Glückseligkeit, die seinen alten Körper erschütterte, übermannt, stolperte der Lippi, fiel in die Kniee und blieb so liegen, mitten auf der Straße wie ein Betrunkener, mit ausgestreckten Armen. Und Tränen, von denen er nichts

wußte — alles Naß war ihm ungewohnt — rannen über sein schmutziges Gesicht und wuschen es.

Nun war er wieder bei ihr. Er war froh. Aber die zu Kenfuß waren nicht so froh. Zur guten Jahreszeit mochte es wohl angehen, da brachte er sich schon noch durch, unten im Bad war seine Geschichte bekannt geworden, die Fremden waren gerührt, sie gaben ihm reichlich. Es geschah sogar, daß ihrer welche heraufgewandert kamen zur Ley, und daß ihre Damen neugierig fragten nach dem alten Lippi. Aber wie sollte es im Winter werden? Da mußte er wieder fort.

Aber daran dachte der Lippi nicht, das fiel ihm gar nicht ein. Nein, o nein, nie, nie kriegten sie ihn wieder von hier weg! Er würde schon nicht noch einmal so dumm sein. Hier blieb er — mochten sie sagen, was sie wollten — hier, hier blieb er!

Nie war es ihm wohler gewesen als jetzt. Mit einem Wonnegefühl räkelte er sich im Chausseegraben. Die Sonne schien so warm, so hell, als könnte sie niemals untergehen. Des Nachts brauchte er auch kaum heim in seine Hütte, meist blieb er draußen und schlief im Tal unter Büschen oder lieber noch oben bei der schwarzen Ley. Da wußte er eine Höhlung, darin war ganz feine Lavaasche, warm vom Sonnenfeuer; da lag es sich besser wie im besten Bett. Das Stroh in seiner Bettstatt hatten ohnedies die Mäuse zermürmelt, und der Laub-

sack, mit dem er sich zuzudecken pflegte, war abhanden gekommen, er wußte nicht wohin.

Auf leisen Sohlen kam die Nacht aus dem Tal herauf, er hockte oben in seiner Höhlung und sah sie kommen und freute sich auf sie, denn der Tag hatte ihn müde gemacht. Es war doch keine Kleinigkeit, sich so oft zu bücken nach Zigarrenstummelchen. Er fühlte es: die vier Monate zu Trier hatten ihn mitgenommen, da war ihm die Luft knapp geworden, und das Flinksein auf den Füßen hatte er verlernt. Er tat einen so tiefen Atemzug, daß seine Brust erbebte: hah, hier, hier allein war die Luft, in der er atmen konnte!

Es war etwas Inbrünstiges in der Bewegung, mit der der alte Mann bittend seine Hände zusammenlegte. Aber dann kam ein besänftigter Ausdruck in sein unruhig gewordenes, gespanntes Gesicht; mit einem zufriedenen Lachen kroch er vollends in die Höhlung hinein und buddelte sich da tief in die noch warme Asche. Es störte ihn nicht, daß die Fledermäuse über seinem Kopfe flatterten, und ein Nachtvogel mit wimmerndem Schrei aus einer Spalte fuhr. Nah war ihm der Himmel mit den milden Lichtern der Sterne; sie sahen auf ihn herab mit behütenden Augen, und die Dunkelheit schlug ihren Mantel weichdeckend um ihn. Er war ein Kind in der Mutter Schoß. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Als der erste Windstoß des Herbstes übers Eifelplateau wehte, wurde der Lippi scheu. Seine Augen blinzelten nicht mehr so freundlich, sie guckten von der Seite. Er traute nicht recht. Der Ortsvorsteher hatte nach ihm geschickt, und der Herr Pfarrer hatte ihn so eigen freundlich gefragt: „No, wie geht es Euch denn?“ Die wollten ihn wieder weg haben. Aber, oho, jetzt sollten sie's mal versuchen, jetzt war er wieder stark, jetzt war er wieder gesund geworden! Wie ein Bursche, der raufen will, setzte er die Mütze schief aufs Ohr. Was machte es ihm aus, wenn es nun Winter wurde? Fünfundsiebenzig Winter hatte er hier verlebt, er war gewöhnt wie die Ebereschen, die, geduckt vom Wehen, vom Moos langlappig umwittert, an der Chaussee stehen, und doch alle Sommer noch frischrote Früchte tragen. Ganz tückisch konnte der Lippi blinzeln, wenn er den Ortsvorsteher nur von weitem sah. Und wenn er nur einen Zipfel des langen geistlichen Rockes erblickte, fing er an zu rennen.

Der Pfarrer mußte den Lippi schon aufsuchen, wenn er ihn sprechen wollte; es war gar nicht leicht, den anzutreffen, er war nie zu Hause. Aber an einem Tage, an dem die Ley dampfte vor Nässe und kalte Schauer aus der Höhe zu Tal gingen, traf er ihn doch.

Der Lippi lag eingewühlt im Stroh seiner Bettlade, unten guckten ihm die nackten Zehen vor, er

hatte keine Strümpfe; es war recht erbärmlich. Aber als der Pfarrer in seine Hütte trat, fuhr er schnell aus dem Stroh und stellte sich gerade und drückte die Brust heraus: was, was war denn nun?!

Der Pfarrer sah sich in der leeren Stube um und schauderte. Dann fing er an, dem Lippi zuzureden, er sollte doch lieber wieder ins Landarmenhaus gehen. „Im Landarmenhaus habt Ihr's ja viel besser!"

„Landarmenhaus?!" Der Lippi grinste ganz verächtlich. „Lao gehören e ch doch net hin!" Landarm waren nur die, die keine Heimat hatten. „E ch sein doch net landarm?!" Und dabei blieb er. Es war ihm nicht begreiflich zu machen, daß das Landarmenhaus eine Wohlfahrtseinrichtung sei, eigentlich eine Art Versorgungsanstalt für Bedürftige, Einsame und Alte. Er schüttelte immerfort den Kopf: „Ech sei net landarm — hei, hei is mein Land. Hei bleiwen ech!" Er kroch wieder in sein Stroh, drehte dem Pfarrer den Rücken und ließ den Mann reden.

Das war ungezogen. Aber der Pfarrer kannte seine Eifler, und er vertröstete den ungeduldigen Ortsvorsteher, der den Bettler so rasch wie möglich abschieben wollte: „Lassen wir's erst mal ordentlich kalt werden, warten wir ab!"

Aber sie warteten vergebens. Der Lippi kam weder an die pfarrhäusliche Küchentür, noch streckte

er sonst vor irgend einem Hause die Hand aus. Man wußte gar nicht, wovon er lebte, er ließ sich nirgendwo sehen. Aus dem verfallenen Schornstein seiner Hütte kräuselte sich auch kein Rauch, die Tür war fest verschlossen.

Man hätte ihn schier vergessen, wäre nicht eines Morgens ein Mann atemlos ins Dorf zurückgekommen, der bei der Ley hatte Steine brechen wollen. An der Ley lag ein Mensch, tot, in einer Höhle. Da rannten sie alle hin, gucken.

Der Lippi richtete sich verdutzt auf und rieb sich die Augen, als ein Haufe Menschen auf ihn eindrängte und ihn wach schrie. Was wollten sie denn?! Er hatte so gut geschlafen. Er war ein wenig steif — ja — doch sonst ganz munter.

Aber barmherzige Seelen ließen ihn gar nicht zu Wort kommen; barmherzige Hände rissen ihn auf, barmherzige Hände führten ihn ins Dorf, und noch barmherzigere Hände schleppten ihn zum Ortsvorsteher.

Der wartete jetzt nicht mehr ab — ach was, der Pfarrer mit seinem Abwarten — der alte Kerl mußte sofort weg!

Als der Lippi sich widersetzen wollte, gab er ihm einen Puff, daß er lang hinfiel. Und als der alte Mann sich wieder aufgekrabbelt hatte, schrie er ihn an: „Dau willst uns woll noch in Mißkredit bringen, dat se mit Fingeren auf uns zeigen öwerall!

Sein mir schwarze Heiden, dat mir 'ne Mensch erfriere laoße? Verhungere? Mir sein weiße Christen. Mir duhn uns Schulligkeit. In't Landarmenhaus kömmste. Tutswit — Maul gehaal!"

Und „Maul gehaal!" sagte auch der Gendarm, der den Lippi eskortierte.

Es war eine traurige Fahrt. Wie ein Kalb, das zur Schlachtbank gefahren wird, hatten sie ihn hinten ins Stroh verladen. Er wäre gern heruntergesprungen vom Karren, aber er konnte nicht, er hatte sich die Füße erfroren die letzte Nacht.

Ein Wehen ging über das Hochland, so schaurig und traurig, daß das Herz schwer wurde und müde. Von den Kuppen der Berge war kein Blau zu sehen, eine Nebelmauer stand zwischen ihnen und Lippi. Aber im Geiste sah er seine Berge, er sah sie winken und die Köpfe schütteln: „Bleibe, bleibe!" Und als er nun in die Tiefe fuhr, in der die Üß, von kalten Herbstgüssen geschwellt, in Kaskaden donnerte, hörte er im wilden Poltern und Fallen seines Baches deutlich ein: „Ho, oho, nicht fort, nicht fort!" Und über dem Plateaurand hob sich, als er angstvoll den Kopf zurückdrehte, noch einmal die schwarze Ley, sah ihm gerade ins Gesicht, düster fragend: „Wohin gehst du, wohin?" Sie starrte ihn an, er starrte sie an — nun sah er seine Ley gleich nicht mehr!

Da stieß er einen Schrei aus, der an den Tal-

wänden ein Echo wachrief, das schaurig nachgellte: „Ech muß hei bleiwen, hei!“ und schickte sich doch an, vom Fuhrwerk herabzuklettern.

Aber der Gendarm sagte: „Maul gehaal!“ und stupfte ihn wieder nieder ins Stroh.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Lippi war richtig im Landarmenhaus abgeliefert worden; da paßten sie nun gut auf, daß er nicht noch einmal fortlief. Er konnte aber gar nicht fortlaufen, selbst wenn ihm Tor und Tür offen gestanden hätten, denn er hatte schlimme Füße. Die hatten Beulen vom Frost, die Beulen waren aufgebrochen und heilten nicht mehr zu; offene Wunden zehrten an der Lebenskraft des Alten.

Er wurde ins Spital gebracht. Es war ihm ganz gleichgültig, wo er lag. Stumpf ließ er alles über sich ergehen, ließ an seinen Füßen schneiden und mit Höllenstein tupfen, und gab kein ‚Au‘ von sich.

„Die Füße scheinen schon ziemlich gefühllos,“ sagte der Arzt.

Die Nonne, die sie verband, neigte sich mitleidig. Sie hatte ein junges, liebes Gesicht, ein rechtes Muttergottesgesicht, glatt und süß.

Aber der Lippi hatte kein „Merci“ für sie; er blinzelte nicht mehr freundlich. Warum hatten sie ihn nicht daheimgelassen, hatten ihn fortgeschleppt in die Fremde? Warum hatten sie ihn zu packen

gekriegt, eine unter den Armen, eine unter den Knieen, und hatten ihn ins Wasser gehoben in eine Wanne? Er hatte sich gewehrt, was er konnte, gestrampelt, geschimpft — er war doch kein Neugeborener — aber da war noch eine dritte hinzugekommen, die hatte Kräfte wie ein Mannsbild. Und eingetaucht hatten sie ihn bis ans Kinn, untergestupst und dann abgeschrubbert, als wäre er kein Mensch. Nein, zu denen brauchte er kein „Danke" zu sagen.

Was die hier überhaupt wußten! Es waren ja gar nicht die Füße, die ihn krank machten; d a s Weh fühlte er nicht. Da innen, da in der Brust saß es ihm und quälte ihn, daß er schier verging.

Wie mochte es jetzt aussehen oben bei der Ley — regnete es, schneite es, oder lag sie im Sonnenglanz? Wie schön war sie, wenn die Sonnenlichter über ihre schwarze Wand hüpften und aus allen Spalten die Eidechsen lockten! Dann roch das kurze grüne Gras so gut, und auf der Talwiese unter der Ley blühten Blumen, wundersame Blumen, wie goldene Schühlein, die die Elfen verloren haben. Wer da jetzt liegen könnte und sich sonnen! Alle Sträucher trieben, alle Äcker wurden bestellt, der Wald bei der Üß wurde schon ganz grün, unten im Bad klopften sie bereits die Decken aus, nicht mehr lange, und es kamen welche, die sich badeten und auf dem Kurplatz bei der Musik spazierten und

Zigarrenstummel wegwarfen. Wer sammelte die nun auf?! Eine ungeheuere Sehnsucht erhob sich in dem Lippi. — —

Zu Trier im Moseltal war's in Wirklichkeit schon Frühling, da kam er zeitiger. Die lieben Nönnchen machten alle Fenster auf, und die junge Schwester Daria mit dem Muttergottesgesicht stellte ihren Kranken blühende Zweige hin. Sie lächelte über den Lippi, der schnitt so eine seltsame Grimasse. Sollte das ein Lachen sein, oder war's ein Weinen? Die Mürrischkeit eines Patienten hatte sie noch nie abgeschreckt; den Strauß so rückend, daß der Alte ihn recht gut sehen konnte, sagte sie: „Auf der Eifel gibt's nicht so früh Blumen, da ist's arg herb, gelt?"

Da packte es ihn so, daß er ganz fahl wurde im Gesicht.

Sie sah das und nahm es für Zorn. O nein, das wollte sie ja nicht, ihm seine Heimat herabsetzen! Und sie sprach rasch, ihm freundlich zunickend: „Da ist's aber doch schön, gelt?"

Er murmelte etwas. Es klang wie Murren, aber daran störte sie sich nicht. Heiter fuhr sie fort: „Jetzt ist die schönste Zeit im ganzen Jahr, der Monat Unserer lieben Frau. Paßt mal auf, Ihr, abends — aus dem Fenster hinter Eurem Bett könnt Ihr's sehen — hier!" Sie drehte ihm den gesenkten Kopf. „Da brennen jetzt Lichter oben

auf der Mariensäule, im Strahlenkranz der heiligen Jungfrau. Den ganzen Mai durch, alle Abend. Und alle Tage gehen jetzt welche auf den Markusberg zur Mariensäule, 's ist der Gnadenmonat. Viele wallfahrten!"

„Ech wallfaohren aach!" sagte er plötzlich, setzte sich mit einem Ruck auf und streckte eins seiner umwickelten Beine aus dem Bett.

Das liebe Nönnchen lachte hell. „Ach was," sagte sie, packte ihn und stopfte ihn wieder zurück ins Bett. „Ihr könnt ja gar nicht, Alterchen!" Und dann tröstete sie: „Es tut nicht not, daß Ihr da 'naufgeht mit Euren kranken Füß. Wenn Ihr hier vom Bett aus 'naufseht zum Licht und betet Euer Ave, dann ist sie Euch ebenso gnädig als kämet Ihr zu ihr!" Sie machte das Zeichen des Kreuzes:

„Gegrüßet seist du voller Gnaden,
Du liebliche Mutter,
Du wunderbare Mutter,
Du Heil der Kranken,
Du Zuflucht der Sünder,
Du Trösterin der Betrübten!"

Und dann nickte sie dem Alten noch einmal zu und ging an die anderen Betten.

Die folgende Nacht lag der Lippi wach. Er hatte das Licht am Abend brennen sehen, das Gnadenlicht — da fern, da weit — es war Marienmonat. Da wallfahrteten sie nun! Er seufzte und

saß aufrecht im Bett die ganze Nacht. Aus Kenfuß gingen auch immer welche, nach Kloster Springiersbach; und nach Eberhardsklausen gingen sie und nach manchem Kapellchen. Es gab der heiligen Orte ja viele im Land.

Als seine Frau noch lebte, war er mit ihr oft wallfahren gewesen, von allen Weibern hatte sie am lautesten beten gekonnt; sie ging nicht nur für sich alle Jahr, sie ging auch noch für andere. Und alle Jahr hatte er ihr ein Jüngstes nachtragen dürfen, damit sie das stillen konnte auf der Wallfahrt. Oh, es war schön gewesen! Man zog durch bestellte Felder, an Schlehdornrainen entlang; wie weiße Wolken hing's am grauen Gestein der Straße, das Gras an der Ley war wie ein Teppich, und unten im Tal war's bunt von Blumen. Wallfahren, wallfahren! Schon hörte er Singen und Beten.

Es zog ihn förmlich, es lockte ihn. Wie schien die Sonne blank auf die Üß, der Bach war schier Silber und Gold, über dem Buchenwald hing ein grüner Schleier. Jesus Maria Josef, wie lange, wie lange hatte er das nicht gesehen!

Er krümmte die Hände in die schwere Luft des Schlafsaals, die noch dunkel war vom Schwarz der Nacht, als wolle er da etwas greifen. Es verlangt ihn ja so. Wallfahren, wallfahren! Aber dazu muß man gesund sein, muß wieder auf die Füße kommen, damit man laufen kann.

Er mußte doch einmal probieren, ob es noch ging. Vorsichtig schob er das eine umwickelte Bein vom Bett — nun das andere. Ei, das ging ja! Er hätte es sich selber kaum zugetraut, daß er wieder so gut auftreten könnte.

Nun war er schon am nächsten Bett — nun wieder zurück — den schmalen Gang im Schlafsaal hin und her. Jetzt leuchtete ein wenig Morgenrot durchs Fenster und beschien seinen Weg. Behutsam tappte er hin und her; niemand beobachtete ihn, sie schliefen alle, und er unterdrückte jedes Stöhnen, das sich ihm entringen wollte, wenn das Gehen gar so weh tat. Oh, es ging schon ganz gut, ging ganz vorzüglich! Noch ein paar Tage, und er konnte wieder laufen wie ehedem — wallfahren, wallfahren!

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit einer Willenskraft ohngleichen unterdrückte Lippi das Schmerzgefühl; er verbiß sich alles, er machte ein freundlicheres Gesicht als zuvor.

Es mußte dem armen Alten doch um vieles besser gehen. Schwester Daria sagte: „Seht Ihr, seht Ihr, es tut nicht not, daß Ihr 'nauflauft! Betet nur und schaut auf zu ihrem Licht, dann wird's auch so besser!"

Der Lippi bat, aufstehen zu dürfen. Man hätte nicht gedacht, daß es noch einmal so weit mit ihm kommen würde. Nun tappte er am Tage umher in weichen Filzschuhen, groß wie Moselkähne, und

stützte sich auf einen Stock. Er schlich sogar eines schönen Morgens in den Spitalgarten hinab, stand vorn am Straßengitter und starrte hindurch. Vorm Spital war ein Plätzchen, da blühten hohe Fliederbüsche, weiße und blaue, ein Rotdorn fing an aufzugehen, und Goldregen goß seinen Reichtum herab. Aber der Lippi sah nicht diese Pracht — was ging ihn d i e s e an?!

Weit, weit draußen tauchte etwas anderes auf, das sah er starren Auges. Und es rückte ihm nah und näher. Einen zitternden Seufzer stieß er aus, einen Seufzer der Ungeduld, der unauslöschlichen Sehnsucht. Seine Füße fingen von selber an, sich zu bewegen, unruhig zuckten sie, seine Hände streckten sich verlangend: „Gegrüßet seist du — voller Gnaden — Heil der Kranken — Zuflucht — Trösterin — du liebliche Mutter, du wunderbare Mutter!“

Groß stand sie vor ihm, ganz nahe, nur ein paar Schritte weit weg, gewaltig und doch so liebevoll: sein Heil, seine Trösterin, seine Zuflucht, seine Mutter.

Und sie nickte, sie winkte, sie rief ihn, sie lockte. Sie zog ihn so mit Allgewalt, daß er seine Schwäche gar nicht mehr fühlte und nicht seine Gebreste.

* * *

Die junge Schwester Daria schloß ihren armen Alten ins Gebet ein. Sie empfahl ihn den Heiligen. Was war denn nur über ihn gekommen, daß er davongelaufen war, er, den man kaum für fähig gehalten hatte, ein wenig herumzutappen?! — —

Sie brachten den Lippi zurück ins Spital nach wenigen Tagen. Bis in seine Heimat war er nicht gelangt, Regen und Schnee waren über ihn gekommen und die kalten Schauer, die die Eifel herabschickt; er war liegen geblieben auf dem Wege zu ihr. Und als er nun wieder auf dem Saal in seinem alten Bette lag, fragte das liebe Nönnchen ihn: warum war er denn weggelaufen?

Da brummte er griesgrämig: „Wallfaohren wollten ech,“ drehte sich um nach der Wand und sprach von da ab kein Wort mehr.

Er mochte auch nichts mehr essen und trinken, nur mit Gewalt brachten sie ihm noch etwas bei. Aber so konnte das nicht anschlagen.

Er kümmerte wie eine Pflanze, die ihren rechten Boden nicht hat.

Bald ging der Lippi ein.

Inhalt

Das Weiberdorf / Roman aus der Eifel

27. Auflage. Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Ein Werk, wie es in der Frauenliteratur in gleicher Wucht noch nicht geschrieben worden ist. (Tägliche Rundschau.)

Das tägliche Brot / Roman (Volksausgabe)

22. Auflage. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Das tägliche Brot ist eine der bedeutendsten sozialen Dichtungen unserer Zeit. (Breslauer Zeitung.)

Die Rosenkranzjungfer / Novellen

8. Auflage. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.50

Herzbewegend, voll mahnender Anregung sind diese Erzählungen alle, kurz angeschlagene Töne, die lange noch nachklingen in wehmütiger Trauer. (Berliner Börsen-Courier.)

Die Wacht am Rhein / Roman

26. Auflage. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Es ist ein Buch für das deutsche Volk im höchsten und besten Sinne, ein Buch, das in keinem deutschen Hause fehlen sollte, ein deutscher Roman, wie wir ihn brauchen. (Der Tag.)

Vom Müller-Hannes / Eine Geschichte aus der Eifel

13. Auflage. Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Möchten recht viele den herben Eifelwind einatmen, der durch die Geschichte vom Müller-Hannes weht; er ist erfrischend und gesund. (Rheinisch-Westfälische Zeitung.)

Das schlafende Heer / Roman

29. Auflage. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Es findet sich unter den deutschen Romandichtern der Gegenwart wohl kaum einer, der mit dieser ungewöhnlichen Kraft der Darstellung noch so viel Anmut und Schönheit verbände. (Neue Hamburger Zeitung.)

Naturgewalten / Neue Geschichten aus der Eifel

13. Auflage. Preis geh. M. 3.50; geb. M. 5.—

Ein herrliches Buch, die „Naturgewalten"! Ein Buch voll wuchtiger Kraft, ein Buch — voll Schönheit. (Österreichische Rundschau.)

Einer Mutter Sohn / Roman

27. Auflage. Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.—

Einer Mutter Sohn ist eine bange Schmerzensklage, ein zitternder Angstruf aus krankem Herzen, die ergreifende Bitte einer irre gegangenen Seele. (Frankfurter Zeitung.)

Absolvo te! / Roman

18. Auflage. Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.—

Das ist ein Roman wie ein Sturm. Ein Föhn der Leidenschaft setzt gleich im Anfang ein und braust mit nie ermüdendem heißem Atem bis zum Schluß. (Berner Bund.)

Das Kreuz im Venn / Roman

19. Auflage. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Das Venn ist der eigentliche Held des Romanes, und aus dem Blühen der Heide, und der dörrenden Glut der Julisonne, aus dem Brausen des Schneesturms klingt eine Stimme, eindringlicher als Menschenwort, erlauscht von einer feinhörigen, überzeugten Kunst. (Berliner Tageblatt.)

Die heilige Einfalt / Novellen

12. Auflage. Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Diese lautere Glut in einer Zeit, schlapp und bekenntnisfeig wie unsere, sie erzwingt sich Achtung und Bewunderung. (Die Zeit, Wien.)

Die vor den Toren / Roman

16.—21. Tausend. Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

Ein groß angelegtes und glänzend durchgeführtes Kulturgemälde, das von einer Fülle scharf individualisierter, lebensechter Typen belebt wird. Es ist nicht bloß ein herbes, sondern auch ein starkes Buch, das jeden Freund einer ernsthaften epischen Kunst zu hoher Bewunderung zwingt. (Neues Tagblatt, Stuttgart.)

Das Eisen im Feuer / Roman

14. Auflage. Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.—

Wir möchten dieses Buch zu den besten rechnen, die die kraftvolle Künstlerin geschaffen hat, die, wie keine andere Zeitgenossin unentwegt ihren Platz behält, und niemals unmodern wird, weil sie nie modern sein wollte, sondern immer nur dem eigensten folgte, was sie zum Schaffen trieb. (Kölnische Zeitung.)

Drei Erzählungen / Für das deutsche Volk herausgegeben.

6.—10. Tausend. Preis M. 0.60



Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.





